
MYNONA
Mein Papa
u. die Jungfrau
von Orleans

KWV

MYNONA

MEIN PAPA UND DIE JUNGFRAU VON ORLÉANS

NEBST ANDEREN GROTESKEN

*

Das Kreuz muß präzis lotrecht errichtet werden, damit das Opfer den Sättigungsgrad der Qual erreiche.
(Mynona, Bank der Spötter.)

MÜNCHEN

KURT WOLFF VERLAG

1. — 3. Tausend

Gedruckt im Sommer 1921 von Oscar Brandstetter · Leipzig

DER NACHTKÜBEL ALS LEBENSRETTER.

Rosen hauchte die Nachtampel über die Schläferin, deren zarter, junger Mädchenkopf auf weißseidenen Spitzenkissen anmutig gebettet war. Und doch schlief der dazu gehörige sehr schöne Rumpf genau so wie der Kopf den Schlaf des Ungerechten. Das Gewissen dieser ...Jungfrau schien aber ein nicht minder sanftes Kissen zu sein als das seidene, worauf ihr Kopf ruhte. Sie schlief äußerst solide, trotzdem sie ein weiblicher Don Juan niederträchtigster Sorte war. Ihr allerletztes Opfer war der berühmte Schrupp, einer der größten Stahlfabrikanten. Sie hatte ihn dermaßen ausgesaugt, daß er hausieren gehen mußte. Dafür aber besaß sie jetzt einen geradezu kaiserlichen Diamantschmuck.

Ihr derzeitiger Verehrer und Lebensbegleiter war ein entsetzlich magrer alter Graf Racker von Deibel. Selbstverständlich betrog sie ihn tüchtig mit etwa sechs jungen Herren. Unter diesen befand sich der äußerst eifersüchtige Schauspieler Ayßler. Ayßler nun fand nicht den geringsten Geschmack am Grafen Racker von Deibel, welchen Dégoût dieser übrigens von ganzem Herzen erwidert haben würde, wenn er von den Beziehungen Ayßlers zu seiner Geliebten etwas gewußt hätte. Als aber eines Abends Ayßler ausgerechnet den Othello spielte, also seine Muskeln mit glühender Eifersucht geradezu innervierte, bemerkte er in der Fremdenloge dicht über der Bühne den Grafen mit der blonden

Wanda. Die Folgen waren verhängnisvoll. Zunächst stürzte Ayßler in der Zwischenpause nach der Loge; fand diese aber bereits leer. Weder in den Wandelgängen noch im Vestibül noch am Büfett entdeckte der doppelte Othello den Grafen und dessen Liebchen. Aber als er racheschnaubend, in vollem Kostüm, vor das Theatergebäude lief, zum Ergötzen der Nachbarschaft, erblickte er vor der Einfahrt den Grafen, wie dieser Wanda in ein Auto hob und ratternd mit ihr davonfauchte. Ayßler spielte die letzten Akte des Othello übernatürlich gut. Der Kritiker Klempner nannte ihn anderen Tages den überlegenen Konkurrenten der Wirklichkeit.

Andern Tages! Ja, das sagt man so leichthin! Allein andern Tages waren die Abendblätter bereits voll von einem der sonderbarsten und zugleich lächerlichsten Attentate, welche jemals stattgefunden haben. Ayßler brütete Rache. Nach der Vorstellung setzte er sich zu diesem Zwecke in einen Bouillonkeller, in dem die Verbrecherwelt verkehrte. Mord und Totschlag! Mord und Totschlag! so tickte es in ihm wie eine Uhr. Der Diamantenmarder Julius Potter schaute sich die ausdrucksvolle Miene Ayßlers mit wissenschaftlicher Neugierde forschend an. „Na?" fragte er, „soll wo eingeknackt werden, Mensch? Was simulierste?" Ayßler fuhr heftig auf; er wollte den Kerl barsch abfertigen, besann sich aber. Denn erstlich hätte man im Lokal allseitig Partei gegen ihn ergriffen; es hätte übel für ihn ablaufen können. Zweitens durchzuckte ihn der Gedanke eines Rache-

plans, den er vielleicht mit Potters Hilfe ausführen könnte. So bezwang er seinen Widerwillen, stellte sich freundlich, ließ Bier kommen, und beide Herren verhandelten gemütlich. „Also heraus mit der Sprache. Was soll's gelten?" „Hören Sie mal, Sie können doch Häuser- und Wohnungstüren öffnen?" „Na allemal! Es fragt sich nur, ob was dabei rauskommt: ich sammle Diamanten." Ayßler fuhr es durch den Kopf, wie herzlich der Wanda der Verlust ihres Schmuckes zu gönnen wäre. Selbstverständlich überließ er diesen Teil des Geschäftes Herrn Potter. „Diamanten", sagte er deshalb, „sind Ihre Sache. Sie finden dort welche in Menge. Machen Sie meinethalben damit, was Sie wollen; mich lassen Sie damit aus!" „Desto besser!" strahlte Potter, „aber was wollen Sie denn eigentlich?" „Ein Weibsbild will ich," zischte Ayßler, „das mich betrogen hat, verdenkzetteln." „Ach, das wird ja ein quietschvergnügter Abend," lachte Potter, „wolln wir los?" Beide machten sich auf den Weg.

Eine herrliche Vollmondherbstnacht kontrastierte stimmungsvoll mit den Seelen des entmenschten Paars. Potter erschloß Wandas Haustüre mit graziösester Gewandtheit. Die Wohnungstür drehte sich bereits geräuschlos in der Angel, als Ayßler, der dem Treppenschnelläufer Potter kaum nachkommen konnte, oben angelangt war. Sie tappten sich durch den Korridor, Ayßler kannte ja den Weg. Im übrigen kümmerte er sich nicht mehr um Potter; er hatte Wichtigeres zu bedenken: Mord und Totschlag! — Rosen hauchte die Ampel über die Schlä-

ferin. Potter guckte nur flüchtig hin: „Wo sind die Diamanten?“ fragte er energisch. „Such' sie dir selbst,“ schrie Ayßler so grob, daß Wanda im Schlafe zusammenschrak. Potter war ein raffiniert spürsinniger Diamantenfinder, er roch die Dinger förmlich, steckte sie zu sich und ließ Othello mit Desdemonen allein. (Er ist heute bereits in Australien.) Ayßler aber rüttelte Wanda an ihrer lieblichen Schulter auf. Sie erwachte und starrte ihn entsetzt an. Als sie ihn aber einen Revolver entsichern und hochheben sah, griff sie mit blitzschneller Bewegung unters Bett und erhob — tausendmal Verzeihung! — ihren auffallend blanken Zuber. Potter stutzte unwillkürlich, brach aber sofort in ein gräßliches Othellogelächter aus. „Stirb! infame Verräterin! Hure! Mörderin meines Herzens.“ Darauf drückte er den Revolver fünfmal auf Wanda ab; es gab jedes Mal einen helleren Klang. Als die Patronen verschossen waren, schwang sich Wanda lebendig, den Zuber mit der Linken wie einen Schild vor sich haltend, aus dem Bett, legte ihren rechten Arm auf Ayßlers Schulter und lächelte ihn so liebreizend an, daß er laut aufweinte, eine solche Geliebte nicht für sich fesseln zu können. Die sentimentale Reaktion trat bei ihm ein. Er löste Wandas Hand von seiner Schulter und verließ, das Taschentuch vorm Auge, das Lokal.

Noch am selben Tage ließ ihn Wanda verhaften: nicht nur wegen Mordversuches, sondern — o Sensation! — wegen Diamantenraubes. Er konnte sich nicht rechtfertigen. Racker von Deibel bezahlte Wanda den ge-

schicktesten Rechtsanwalt. Der machte sich über Pottern lustig, nannte ihn den allzu bekannten „großen Unbekannten" und spottete sogar des Namens. Psychoanalytisch deute Potter auf Pott, lächelte er arglistig. Die ganze Residenz lachte über das Panzerplattennachtgeschirr, welches Wanda einer Champagnerlaune Schrupps verdankte. Den Diamantenschmuck hat Wanda nicht wiederbekommen. Racker von Deibel verkaufte drei Rittergüter, um ihr einen neuen zu geben. Sie aber — Wunder der Weibsnatur! — verpfändete ihn für Ayßlern, den sie als unzurechnungsfähig erklären und in ein Sanatorium bringen ließ, dessen Leiter ihr jede gewünschte Besuchszeit gern gewährte. — Seit diesem Vorfall kommen sich elegante Kokotten ohne stählernen Nachtkübel so unvollständig vor. —

DIE KUNST, SICH SELBER EINZUBALSAMIEREN.

Mein Haus war abgebrannt und nicht versichert gewesen. Als ich nach meiner Bank ging, hatte dort schon jemand statt meiner mein ganzes Guthaben für sich abgehoben. Auf der Post nahm ich drei Telegramme in Empfang. Im ersten stand der Tod meines besten Freundes, im zweiten enterbte mich mein Großonkel, weil er wieder heiratete; nebenbei gesagt, meine letzte Möglichkeit, jemanden zu beerben, war damit höchstwahrscheinlich verschwunden. Aus dem dritten Telegramm erfuhr ich den plötzlichen Tod meiner Braut.

Ich stand nun, da Eltern und Geschwister mir längst gestorben waren, mein Freund soeben mich verlassen hatte, desgleichen meine liebe Braut, und ich meinem Großonkel von Herzen fluchte, mutterseelenallein auf der Welt. Das passiert ja so manchem. Aber mir war es doch allzu gut ergangen; ich hatte mich an das gemütlichste, behaglichste Leben gewöhnt. Und nun? Mein ganzer Besitz bestand in dem, was ich auf dem Leibe trug; in meinen Taschen steckten etwa fünf Mark und ein paar Pfennige. Schulden bedrohten mich überdies, und zum Kampfe ums Dasein fühlte ich mich nicht im mindesten fähig. Dabei war ich ein dicker, schöner, blonder Mann mit Bonvivantmiene, und mein angeborenes Stilgefühl verbot mir den mimischen Ausdruck der Verzweiflung, welche sich meiner bemächtigte. Trotzdem muß etwas davon sichtbar geworden sein, denn mir begegnete folgendes:

Ich beschloß, eine Art Henkersmahlzeit einzunehmen, und wählte, um mit meinem letzten Gelde auszulangen, ein mittleres Speisehaus. Ich hatte nicht sobald einen Teller Suppe vor mir, als ich mich mit einer sonderbaren Teilnahme fixiert sah. Ich aß außergewöhnlich langsam; zwischen Löffel und Löffel machte ich lange Pausen voller Nachdenklichkeit. Vielleicht war das dem dürren langen Herrn mit Magistergesicht am Nebentische aufgefallen. Jedenfalls begegnete ich seinem merkwürdigen, sich tief in meine Augen einbohrenden und sie gleichsam zwangsweise festhaltenden Blicke. Während der nächsten Gänge gerieten wir öfter und öfter in dieses eigentümliche Duell. Bis ich — was hatte ich zu verlieren? — es müde wurde und einfach fragte: „Was wollen Sie?" Er meckerte und hüstelte ein entschuldigendes Lachen: „Es ist nicht so ganz einfach, das zu erklären. Würden Sie mir gestatten, mich zu Ihnen zu setzen? Oder darf ich Sie bitten, an meinem Tische Platz zu nehmen?" Mir war dieser Zwischenfall eigentlich willkommen; er lenkte mich wohltuend von meiner fruchtlosen Grübelei ab. Ich bat den Alten, da nicht ich von ihm, sondern er von mir etwas zu verlangen schien, an meinen Tisch. Er kam, in einer etwas zitterigen Hand ein Glas Wein haltend, auf mich zu, setzte sich mir gegenüber, nippte am Getränk, machte aber noch keine Miene, sich auszusprechen. Wir beschäftigten uns ein paar Minuten schweigsam mit unserm Mundvorrat. Endlich fragte ich: „Fällt es Ihnen denn so schwer, mir anzuvertrauen, weswegen ich Sie interessiere? Lassen Sie doch hören!"

„Nein," antwortete er, „aber mein Interesse hat einen verwunderlichen, einen delikaten Grund. Es wird mir durchaus nicht leicht, meine natürliche Reserve aufzugeben. Ich komme mir bereits zudringlich, ja unverschämt vor, daß ich mich nicht nur tief in Sie hineinversetze, sondern sogar im Begriffe bin, Ihnen meine intime Kenntnis Ihrer seelischen Verfassung zum besten zu geben. Ich habe am Aussehen der Mitmenschen ein ganz spezielles, ich möchte wohl sagen ... materielles Interesse, welches ich Ihnen sogleich spezifizieren werde. Aber zunächst einmal: Sie sind so gut wie verzweifelt — o verzeihen Sie! Aber ich sah es; ich sah es so klar, wie ich Ihr Antlitz sehe." „Das können Sie nur vermuten," sagte ich mißmutig und resigniert; „es sei denn, Sie wüßten um gewisse Angelegenheiten und kännten mich, ohne daß ich Sie kenne." „Auf Ehre, nichts dergleichen! Es ist eine physiognomische, näher pathognomische Konstatierung, und diese fällt mir leicht, weil ich durch mein Interesse aufgefordert bin, mich hier nicht zu irren." „Na also — was ist denn das für ein Interesse? Befürchten Sie nicht, mich zu verletzen. Ich kann allerdings mit dem Dichter sagen: Was auch geschehn, das Schlimmst' ist mir geschehen." „Stand für mich, beim ersten Blick in Ihr Gesicht, auf Ihre Haltung, außer Frage." „Wirklich! In der Tat glaube ich doch nicht, meine Seele so zur Schau zu tragen; sogar wehre ich mich absichtlich dagegen." „Und gerade diese Gezwungenheit ist verräterisch — wenigstens für mich." „Sie überspannen meine Neugierde. Bitte, legen Sie los, oder ich zahle und gehe."

Diese Drohung wirkte sofort. Er erklärte sich: „Mein Blick ist interessiert zugespitzt für Menschen, welche sich dem baldigen Tode unwillkürlich oder absichtlich nähern" — er schraubte seine Augen in die meinigen; es überrann mich unheimlich. Es wurde mir in demselben Augenblick bewußt, daß ich meinen Selbstmord dunkel beschlossen hatte. Ich verlor alle Haltung und gab mich meinem schauderhaften Gegenüber preis. Ja, ich griff nach seiner Hand, drückte sie und fragte, zu meinem eigenen Widerwillen, hastig: „Wollen Sie mir helfen?" „Gewissermaßen! Ah, hören Sie! Ich will Ihnen ein Mittel geben, sich zu erhalten, zu . . . konservieren. Verstehen Sie, Ihr Leib soll nicht zerstört werden. Sie werden das Ehrenrecht der erlauchtesten Persönlichkeiten genießen. Bedenken Sie! Blühend wie immer; wenn Sie geschickt sind, ein Lächeln auf Ihren liebenswürdigen Zügen; biegsam, in welcher Pose immer; und, wie ich Sie versichern kann, wohl aufgehoben in heizbaren Räumen, werden Sie, ohne alle Sorgen, einem antiken Gotte gleich, Ihr Dasein, wenigstens rein äußerlich, unangetastet bis in alle Ewigkeit fortsetzen."
Meine Resignation, als ich diesen irrsinnigen Ausbruch über mich ergehen ließ, erreichte ihren Gipfel. Also der vermeintliche Lebensretter erwies sich als Narren, dessen Gefasel ich gar nicht verstand. Ich beschloß, nicht weiter auf ihn hinzuhören und möglichst rasch zu verschwinden. Er aber entnahm seiner Brusttasche ein rotes Paket, welches er öffnete. Was war das? Es kam eine Metallbüchse in Urnenform zum Vorschein. Er drehte den

Deckel ab und ließ mich hineinschauen. Ich sah ein Puder von violetter Farbe. „Was bedeutet das?" fragte ich. „Es ist ein blitzartig tötendes Gift, welches aber die erstaunliche Eigenschaft hat, jedes Lebewesen, von dem es eingenommen wird, sofort zu mumifizieren, einzubalsamieren, in alle Ewigkeit unverweslich, ja, unverbrennbar zu machen. Leider, da es eben absolutes Gift ist, darf ich mein Patent nicht zur Anwendung auf Menschen bringen; es sei denn, daß ich präsumtive Selbstmörder prognostisch ausfindig mache, welche sich lieber einbalsamieren als ordinär ums Leben bringen. Übrigens halte ich unter meinen Kunden auch ein paar Monarchen (der heimliche Monarchenselbstmord nimmt erschrecklich überhand), deren diskrete Empfehlungsschreiben ich Ihnen vorweisen kann." — Diese Narretei machte mich fast lächeln. Ich beschloß, ihn in die Enge zu treiben: „Warum nannten Sie Ihr Interesse materiell? Glauben Sie vielleicht, ich hätte Ihnen ein Vermögen zu bieten? Ich muß Sie enttäuschen." „Bewahre!" sagte er, „das ist keine Enttäuschung — im Gegenteil! Sie sind mir nur desto sicherer in Aussicht. Ich selber bin sehr reich. Mein Interesse ist deswegen dennoch materiell, weil ich Liebhaber bin, Leichensammler, Inhaber eines wohlassortierten Museums von herrlich konservierten Selbstmörderleichen. Wollen Sie mitkommen? Ja? Wollen Sie selber sich Ihren Stand- oder Sitz- oder sogar Schwebeplatz bestimmen? Ferner Ihr Kostüm? Ihre Haltung? Ich veranstalte eine kleine Feier, und zur Krönung des Festes balsamieren Sie sich dadurch ein,

daß Sie dieses Pulver hier, in Champagner aufgelöst, hinunterschlucken. Bis dahin sind Sie mein Protégé, ich sorge väterlich für Ihre Wohlfahrt, bis zur Feier, deren Termin ich bestimme." „Und Ihre Bedingung?" fragte ich, bereits suggestiv umnebelt. „Wie gesagt, Sie vermachen mir, zu Museumszwecken, Ihren Leichnam." Er breitete wirklich ein schon vorgedrucktes Formular vor mich hin. Was blieb mir übrig? Ich füllte es präzis aus und unterschrieb. Er steckte den Schein in seine Brieftasche. „Nun gehören Sie mir," rief er frohlockend. „Gestatten Sie mir, daß ich meine Protektorrolle sofort übernehme." Damit zahlte er die Zeche für uns beide, zog meinen Arm durch seinen und lustwandelte mit mir seinem Hause zu, in dem sich auch das Museum befand. Es waren etwa sechs Säle voll totem Leben, mit unglaublichem Raffinement in Szene gesetzt. „Gute Regie — was?" lobte der Alte sich selbst. Aber mit Grund. Im ersten Saale war eine elegante Ballgesellschaft aus lauter Toten, vom jüngsten Backfisch, Jüngling bis zu den greisen Balleltern und Mauerblümchen; nebst bedienenden Kellnern und Zofen. Der zweite Saal zeigte Variété mit entzückenden Arrangements; eine kleine Nackttänzerin zum Verlieben lieblich. Der dritte Saal wies mittleres Bürgertum aller Schattierungen in jovialen Gruppen auf. Der vierte allerhand Proletariertypen. Der fünfte bestand aus Kindern vom achten Jahre bis zum sechszehnten; sie schienen zu spielen; die einen graziös und vornehm, die andern gewöhnlich. Der sechste Saal endlich enthielt ein Bacchanale, eine Orgie

mit Intimitäten aus Brautgemächern und Schreckenskammern. Noch nie hatte ich den Tod ein solches Leben atmen sehen. Es war völlig ein negativer Friedhof.
„So!" sagte der Alte und faßte mich um die Hüfte; „heut' schreiben wir den 10. August 1917. Unsere nächste Feier (wir sind eingetragener Verein) findet am 16. September anni currentis statt. Bis dahin leben Sie bequem bei mir und haben Zeit, sich Ihren Platz, Ihre Attitüde, Ihr Kostüm auszuwählen. Sie passen, denke ich" ... er musterte mich nachdenklich ... „am besten in mein Variété, nicht wahr?"

DIE JUNGFRAU ALS ZAHNPULVER.

Lisette Wischeln war es an der Wiege gewiß nicht vorgesungen worden, daß sie noch einmal als Zahnpulver verwendet werden sollte. Arme Jungfrau!

Das Auge, das auf sie geworfen wurde, gehörte einem jungen Manne an, dessen Gehirn nicht allzu richtig funktionierte. Wissen Sie, er hatte beides: er war ziemlich gescheit, aber auch reichlich blöde. Gescheit genug war er, um sich in Lisette zu verlieben. Ob er sonst noch Proben von Gescheitheit gab, weiß ich nicht. Er trug fast stets ein sonderbares Lächeln zur Schau, welches, da seine Oberlippe sehr kurz war, seine Zähne entblößte; unter uns gesagt, vielleicht schöne, jedenfalls fürchterlich verwahrloste Beißerchen. Bitte, stellen Sie sich die Beglücktheit Fräulein Wischels vor, als aus dem Gehege solcher Zähne ein unmißverständlicher Liebesantrag ertönte. „Nachbarin, euer Fläschchen," war schon das wenigste, was sie noch äußern konnte. Dagegen sagte die Nachbarin, ihre Freundin Flora Buse: „Mensch, putzen Sie sich Ihre Zähne, bevor Sie um Liebe trillern. Sie haben wohl Grünspan gegessen?"

Beide Mädchen verschwanden, die Arme gegenseitig um ihre anmutigen Hüften geschlungen. Grinsend starrte Max Bömmel ihnen nach, während er seinen rechten Zeigefinger wie eine Zahnbürste zwischen seinen Lippen hin und her schob. Ein gemütlicher alter Bursche, der neben ihm gestanden und die grausame Abfertigung mit angehört hatte, redete ihn an: „Ein Wort im Vertrauen,

lieber Nachbar, das Mädel hat Ihnen eine gute Lehre gegeben. Sie glauben gar nicht, von was für solchen anscheinenden Kleinigkeiten der Erfolg im Leben meistens abhängt. Sie sind eigentlich ein ganz hübscher Kerl. Nu sehn Se mal an! Geben Sie dem Apoll eine Quatschnase, und Diana kehrt ihm den marmornen Rücken. Den Zeus von Phidias mit abstehenden Ohren läßt man gern links liegen. Die wenigsten gleichen doch dem herrlichen Weisen, der noch am Aas des Hundes die glänzenden weißen Zähne demütig bewunderte. Wissen Sie, das Schönheitspflästerchen darf nur winzig sein. Passen Sie auf, wie das selbe Mädel Ihnen nachrennt, wenn Sie sich Ihre Zähne gereinigt haben. Nichts für ungut — adieu!"

Damit wollte der gemütliche Mann in eine Elektrische steigen. Er hatte schon den einen Fuß auf dem Trittbrette, da riß ihn Max am Rockschoß so heftig zurück, daß beide stolperten und in eine Menge Kehricht übereinander fielen. Das Publikum lacht bei solchen Gelegenheiten, welche im Grunde garnicht zum Lachen sind, immer wieder herzlich. Die beiden klopften sich gegenseitig den Mist ab, worauf dann Max grinsend fragte: „Sie sollten mir doch erst sagen, mit was ich meine Zähne putzen könnte!" „Ach so," meinte der heimtückische Greis, „ach so! Und darum Räuber und Mörder! Ein bißchen, ein bißchen .... hä hä hä ..... Kohlenasche. Nehmen Sie Kohlenasche, junger Mann - - ganz einzigartiger Erfolg, auf Ehre! Adieu!" Damit fuhr er ab. — Max wanderte fürbaß. Er grinste zähnefletschend und

wiederholte murmelnd immerfort: „Kohlenasche, Kohlenasche." In einer Drogerie verlangte er eine Bürste, mit der man Kohlenasche aufnehmen könne. Der Drogist sann eine Zeitlang nach. Dann gab er ihm ein Mittelding zwischen Klosett- und Handseifenbürste. „Das ist eine schöne Bürste," sagte Max lallend und zahlte. Der Drogist gab ihm durchaus recht, er nickte eifrig bestätigend. Max vergaß, sich die Bürste einwickeln zu lassen. Er trottete, sie bald im Bogen schwingend, bald wie zur Probe vors Gebiß haltend, seines Wegs. Die Passanten hatten das garnicht ungern, niemand war darüber betrübt. „Kohlenasche, Kohlenasche," murmelte Max.

Da sah er Lisette in ein Haus gehn. Die Bürste wie zum Gruß an den Hut hebend, blieb er stehen. Lisette, sich umblickend, bemerkte es und lachte hell auf. Gleich darauf schloß sie oben ihr Fenster. Max machte ihr, die Bürste in der Hand, Fensterpromenade.

Plötzlich aber hörte man gellende, furchtbare Schreie aus dem Hause dringen. Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Hunde, Katzen, alles kam in Bewegung und stürzte in's Haus, dessen Bewohner aufgeregt aus ihren Wohnungen eilten. Die entsetzlichen Schreie, welche aber bald schwächer und schwächer wurden, drangen aus Lisettens Zimmer. Leider war es fest verschlossen; es dauerte eine geraume Weile, bis man die Tür aufgebrochen hatte.

Die Schreie waren längst verstummt. Das kleine Zimmer zeigte sich von dichtesten Brandwolken erfüllt; aus einem

im Dunste kaum sichtbaren Häufchen auf dem Fußboden zuckten Flammen. Der Rauch war so erstickend, daß niemand sich ins Zimmer wagte. Die alarmierte Feuerwehr erschien. Man löschte, drang in's Zimmer und entdeckte in dem Häufchen die tote, verbrannte Lisette. (Natürlich war wieder einmal das leichtsinnige Umgehen mit dem explosiven Kochapparate schuld.)

Indem nun alles unter dem erschütternden Eindruck dieser Katastrophe stand und das unglückliche Mädchen beklagte, nahte sich dessen verkohlten Überresten grinsend der edle Max. Zum Schaudern aller Umherstehenden und ehe jemand es hindern konnte, denn sogar Polizisten und Feuerwehrleute standen starr, als sie es sahen; sie sahen es und wolltenes nicht glauben: stippte Max mehrmals seine breite Bürste in die Asche der Leiche. „Kohlenasche! Kohlenasche!" jauchzte er und rieb und putzte sich sorgsam die Zähne. Auf einmal aber quollen dicke Tränen aus seinen Lidern. Er begriff das Geschehene, und, weinend statt grinsend, fuhr er fort, sich das Gebiß mit Lisettens Asche kräftig zu bearbeiten.

Ach! Ach! Im Irrenhaus ist es schön. Max geht mit der schwarzen Bürste im Garten spazieren. Er grinst. Seine Zähne leuchten so blank in der Sonne. —

Ihr aber, alte Burschen mit unverlangten Ratschlägen, bedenkt es, wie leicht euer Wort suggestiv wirke! „Kohlenasche", im Scherz hingesprochen, beschwor ein Schicksal herauf. Gesprochene Asche kann reale machen. Ja, nehmt euch in acht! Sprecht vorsichtiger,

denkt vorsichtiger! Kitzelt das Geschick nicht einmal zum Scherz, diese Bestie in der Menagerie des Lebens, deren Necken mit Recht verboten werden muß.
Welche Hoffnungen wurden hier buchstäblich zu Asche! Wie ich höre, soll auch Maxens Leiche (er überlebte Lisetten nicht lange) verbrannt worden sein .....

BESCHREIBUNG MEINER BRAUT.

Welches Dasein! Ich kleidete mich in Sonnen, gürtete mir die Milchstraße um! Welche Kraft! Ich bin ein elektrisches Fluidum, durchsternt ätherisch. Frucht, Frucht auf allen meinen Himmelsbahnen. Schwingung, Sehnen, Erfüllen. Ich riesele von Licht, ich bin überall, immer, alles in allem ... Eines Nachts gegen eins — ich schlief im Umfange eines Planetensystems — höre ich in einem meiner Myriaden Ohren (meine Lokalisationsreflexe funktionieren exzellent) mich flehentlich genannt werden, in einem hinsterbenden Seufzer, den ich aber doch für eine Frechheit hielt: „Mein Seelenbräutigam!" Wie wurde mir so übel! War ich, aus Versehen, in irgendeiner meiner parties honteuses verlobt? Trotz dem scharfen Sicherheitsdienst meiner kosmisch trainierten Organe? — Und nochmals ertönte, hinsterbender noch, jener impertinente Anruf: „Mein Seelenbräutigam." Da riß mir die Geduld. Ich orientierte mich dynamisch — und siehe da, auf irgendeiner Winkelplanetenoberfläche stand eine in Abteilungen dividierte Kiste, „Haus" genannt. In einer der Zellen dieses Hauses lag, auf einer dürren Pritsche, ein kleiner Gegenstand von länglicher Form, wenig mehr als ein Meter lang, aber nur etwa ein Drittelmeter breit und noch weniger dick. An dem einen Ende seiner Länge saß etwas Kugelähnliches, fast ganz mit einer strahlenartigen, fadenförmigen, blonden Masse bedeckt. Der Teil der Kugel, welcher frei von dieser Masse war, enthielt eine Art

Loch von rötlicher Färbung. Inwendig in diesem Schlunde saß ein kleiner roter Körper, der sich gegen kleine elfenbeingelbe Stückchen bewegte und dabei die Töne hervorbrachte, welche mich in meiner Himmelstrunkenheit so sehr gestört hatten: „Mein Seelenbräutigam!" erklang es wieder. Dabei zuckte der ganze längliche Apparat in der wunderlichsten Weise. Ja, seine Länge richtete sich halb aufwärts im rechten Winkel zur unteren, und ich bemerkte jetzt erst, daß die untere Länge in zwei zylinderartige Formen gespaltet war, und daß an der oberen Länge ähnliche, nur kleinere dünnere, Längskörper zum Vorschein kamen und seltsam ausgespannt wurden. — Dieses sonderbare Ding, obgleich es mich ja garnicht wahrnehmen konnte, nannte mich also Bräutigam. Nicht genug aber damit! Über dem kleinen Schlunde saß ein bleicher Gipfel, Giebel oder Vorsprung, und über diesem rechts und links zwei kleine glatte, bläuliche, eigentümlich rollende Kugeloberflächenteile. Die Töne, mit denen es mich Bräutigam nannte, gingen in eine ganz andere, widerwärtig quietschige Lage über, und zugleich sickerte aus dem Giebel sowie aus der Umgebung jener bläulichen Globen eine tropfenartige helle Flüssigkeit. Der eine obere Längskörper drückte eine weiße, lappenartige Substanz dagegen und auf den Schlund, so daß nun die Töne ganz dumpf hervordrangen. Damit aber noch nicht genug, — das ganze corpus streckte sich senkrecht in die Höhe, bewegte sich auf den unteren getrennten Längskörpern von der Pritsche und fiel dann mit einem ziemlich lauten Geräusche um, etwa

ein dutzend Mal „Seelenbräutigam" ausstoßend. Dabei nahm ich die mir bis dahin verborgene Seite des Blockes wahr, nämlich diejenige, worauf er gelegen hatte; sie unterschied sich, wie es schien, wenig von der entgegengesetzten. Es fiel mir nur auf, daß zwei buckelartige Erhöhungen auf der einen Seite oben, auf der entgegengesetzten dagegen unten angebracht waren. Die Seitenflächen, einander ähnlich, waren viel schmäler. Ich behorchte und auskultierte nun diesen Körper und fand ihn von einem kurztaktigen Rhythmus erschüttert. Wie aber käme eine Uhr dazu, statt die Stunde zu schlagen, mich Bräutigam zu rufen?! Echtes, eigentliches Leben, das wußte ich, hatte niemand als ich allein. Es war also offenbar einer meiner magischen Reflexe und Echos, wodurch ich hier gleichsam Schabernack mit mir selber trieb. Diese Art treffe ich mitunter auf Planetenoberflächen; fühle mich unangenehm, ungezieferhaft davon berührt. Eine Sekunde später erblickte ich aber einen sehr ähnlichen Körper, dicht vor der „Hauskiste". Dieser Körper unterschied sich von dem anderen besonders dadurch, daß er auch über und unter der schlundartigen Öffnung und zu deren Seiten mit jener faden- oder strahlenförmigen Masse bewachsen war. Diesem Körper spürte ich einen magnetischen Zug zu jenem ersteren sehr deutlich an. Es war mir ein erwünschter Wink, dem Spuk ein Ende zu bereiten. Ich lenkte mit meiner gesammelten inneren Kraft jenen „Seelenbräutigam" tönenden Körper zum Sturz aus der Hauskiste, um ihn mit jenem magnetischen Körper zu vereinigen. Tatsächlich fiel

der Körper sehr geschickt mitten auf den anderen hinab. Beide Körper gerieten dabei aus der senkrechten mehr in die horizontale Lage, worin sie nur noch ein einziger zu sein und innigst aneinander zu haften schienen. Die verdammten Seelenbräutigamsgeräusche hörten sofort auf, wurden aber durch mir viel sympathischere, mehr schmatzige und zietschende ersetzt. Ich will mir dieses Mittel merken, falls noch einmal sich ein länglicher Körper für meine, der Seele, Braut halten sollte. Überhaupt Körper! Sie stören mich sonst nicht, aber wenn sie nicht ehrlich Körper, sondern lebendig, wohl gar liebevoll tun wollen, sind sie mir, ich kann es nicht zu Ende sagen, wie schauerlich, ekelhaft, tödlich zuwider. Glücklicherweise vermag ich sie, wie im besagten Falle, durchaus wieder zu mechanisieren. Denn ich bin das elektrische Fluidum, durchsternt ätherisch. Frucht, Frucht auf allen meinen Himmelsbahnen. Ich riesele von Licht. Ich allein, ich allein bin die Seele, und die Körper tönen mich nur wider und sind auch dann nur Körper, wenn aus ihrem lächerlichen Schlunde Seelenlaute zu dringen scheinen.

DER GREIS IN DER VERSAMMLUNG.

Müller vom Kohlensyndikat hatte gerade zu reden begonnen. Sechsunddreißig Aktionäre saßen auf braunen Holzstühlen im Halbkreis. Der mittelgroße Saal wirkte in nüchterner Eleganz. Schobelske (i. F. Resse & Hesemann) sagte zu seinem Nachbarn: „Wenn nur der alte Seveking nicht noch in letzter Minute kommt!" Und richtig, in letzter Minute öffnete der Diener die dunkelrote Portiere. Müller unterbrach sein Referat; die sechsunddreißig Köpfe renkten sich auf den weißen Kragenhälsen um; Schobelske meckerte leise. Seveking, ein sauberer Greis mit schneeweißem Haupthaar, welches starr nach oben gekämmt war, weißlockigen Bartkoteletten und unerhört hellgrauen großen Augen von eigentümlich hohlem, leerem Blick, näherte sich mit schlurrenden Schritten. Nach jedem zweiten Schritte stand er längere Zeit still. Er trug in der Rechten eine Art Schulmappe, in der Linken eine blaue Hornbrille. Seine Schuhe schienen absatzlos, die Hosen, viel zu lang, schlamperten wie eine schwarze Schleppe zwischen seinen kurzen Beinen. Den großen Oberkörper umhüllte schwarz ein ungeheurer Gehrock, dessen Schöße kreuzschnabelartig übereinander schlugen. Vorn kam eine himmelblaue Sammetweste mit großen Goldknöpfen zum Vorschein. Seltsamerweise trug er den jugendlichsten Schillerkragen mit weißseidener Künstlerschleife. Seveking schrie mit schnarrender Stimme, indem er wieder stillstand: „Fahren Sie nur fort, Müller!"

— Müller wiederholte und beendigte den letzten Satz: „Es steht nun einmal so, daß sich der private Stollenbetrieb nicht mehr rentiert. Wir haben zusammen gegen zweitausend Bergleute, die Weiber und mitarbeitenden Kinder eingerechnet. Wir kommen gemeinsam nicht mehr auf unsere Rechnung. Die Sache sollte jetzt verstaatlicht werden. Der Staat kauft unsere Anteile auf. Wir bleiben aber mit einem kleinen Prozentsatze beteiligt ..." Hier mußte Müller innehalten. Seveking war auf dem glatten Parkette mit lautem Knall ausgeglitten. Statt sich aber wieder zu erheben, blieb er sitzen, wo er saß, wehrte mit heftigen Gesten den Saaldiener ab, der ihm aufhelfen wollte. Er setzte seine blaue Brille auf und entnahm seiner Mappe ein Papier, in das er sich vertiefte. Schobelske ging zu ihm hin: „Herr Seveking, so geht das aber nicht. Soll ich Ihnen Ihren Stuhl hierherbringen? Müller hat sich schon zweimal Ihretwegen unterbrechen müssen." Müller, ein schneidiger schwarzer Kerl, wirbelte wütend seinen Schnurrbart. „Fahren Sie nur fort, Müller," schrie Seveking überlaut. „Ich habe mir beim Fall, glaube ich, das Knie verrenkt, stehe Folterqualen aus, beherrsche mich aber." — „Was heißt das," fragte Müller, „wollen Sie sich nicht lieber nach Haus schaffen lassen? Man wird Ihnen das Protokoll zusenden." — „Fahren Sie fort," schrie Seveking schmerzlich und noch lauter. — Müller fuhr mit ungeheurer Verachtung fort: „Das Gerücht, wonach drei unserer Gruben erschöpft wären, hat uns beim Ministerium geschadet, sonst wären die Verhandlungen schon perfekt.

Exzellenz Heißtraller hat die Akten eingesehen und einen sehr günstigen Eindruck bekommen. Die Stimmung unter den Leuten kommt der Verstaatlichung entgegen; die Leute sind eben auch lieber Staatsbeamte als privat." — Ein dumpfes Ächzen kam aus der Gegend Sevekings. Der Greis hatte sich halb erhoben und sich rasch wieder fallen lassen: „oh oh!" stöhnte er. Müller schlug mit der Hand aufs Katheder und schwieg still. Einundzwanzig Herren, Schobelske voran, verließen ihre Plätze und stürzten auf Seveking zu. Dieser wurde wütend. Er schnaubte sie schmerzlich, fast weinend an: „So laßt mich doch! Setzt euch doch wieder hin, meine Herren. Fahren Sie doch fort, Müller, zum Teufel! Kümmert euch nicht um mich!" — „Lassen Sie sich wenigstens auf ein Ruhebett tragen," riet Schobelske. Der Greis wurde puterrot. „Nein!" heulte er, „fahren Sie fort, Müller!" Müller riet energisch zur Verstaatlichung. „Es ist der große Zug unserer Zeit," sagte er. „Die sogenannte freie Konkurrenz ist an sich nicht nur Unfug, sondern gerade weil sie es ist, führt sie in ihrer letzten Konsequenz zur Sammlung der Energien in e i n e r Hand; aber diese ist dann eben eo ipso nicht mehr privat; diese e i n e, mächtigste Hand kann dann aber nur der Staat selber sein. Ergo — Aber bester Seveking," unterbrach er sich, „es geht doch nicht! Das geht doch nicht!" Alle sahen hin. Seveking hatte seine Hose hochgestreift; er knöpfte auch oben an ihr herum, zupfte an seiner Leibwäsche und untersuchte sein Knie, das er sorgfältig befühlte, wobei er lauter trillernde kleine Seufzer ausstieß.

„Fahren Sie nur fort, Müller! In Henkers Namen," brüllte er, dem Weinen nahe. „Es geht, es geht schon! Nach Ihnen rede ich." — „Ah," raunte Schobelske, „ich glaube, der alte Fuchs macht nur Obstruktion; die Verstaatlichung paßt ihm nicht." Müller schloß: „Ergo und caeterum censeo: Liquidation; staatlicher Ankauf. Ich bitte um Beschlußfassung." — „Erst will i c h noch reden," blökte Seveking. Er war aufgestanden, hatte aber vergessen, die Hose herunterzustreifen und zuzuknöpfen. Seine seidene Schleife hatte er abgenommen und um das Knie geschlungen, unter dem seine grünen Dessous hervorlugten. Den Diener, der ihn stützen wollte, stieß er wütend zurück. Er erklomm wimmernd die Stufen zum Katheder und stand Auge in Auge mit Müller. Beide sahen sich voller Haß an. „Müllers beide Gruben", sagte Seveking traurig, „sind erschöpft. Ich alter Mann wäre sonst garnicht hergekommen. In meiner Mappe sind die Dokumente darüber. Natürlich ist Müller fein raus bei der Verstaatlichung. Und ich, der die meisten Gruben und die ergiebigsten besitzt, fliege rein. Ich armer alter Mann muß das verhindern, bin darum gekommen, trotzdem ich hier gar nicht gern bin. Falle immer hin, gleite aus. Mein Knie schmerzt außerordentlich. Ach! Ach!" — Müller hatte sich käsebleich auf seinen Platz gesetzt. Er zitterte. Schobelske spitzte die Lippen pfiffig: „Sein Knie schmerzt ihn gar nicht; er hat, wie gesagt, obstruiert." — Die Beschlußfassung wurde wirklich aufgeschoben. Müller verließ spornstreichs das Lokal. Aber Seveking schlang seine Binde um den Hals, ließ die

Hose herunter und eilte ihm nach. „Müller," rief er lachend, „Müller!" Müller, im Begriff seine Kutsche zu besteigen, hielt inne. „He?" fragte er. „Fahren Sie fort, Müller! Fahren Sie jetzt nur fort!" — Und Müller fuhr fort. —

WARUM ICH IMMER SO TRAURIG BIN?

Warum bin ich denn immer so traurig? Warum nur? Ich kann es nicht herauskriegen — ach! Das macht mich ja noch viel trauriger. Nun gewiß, es passiert mir zweifellos viel Schlimmes. Ich verlor vor Jahren meinen guten Vater, meine — na, gut war sie nicht — meine schöne Mutter. Nein! Wer das Wort Mutter ausspricht, ohne .... ich will nicht sagen Tränen, aber ohne Zähren zu vergießen, auch der macht mich unsäglich traurig! Oft rät mir mein guter Geschmack an, wie die edlen Japaner, meine Trauer unter einem Lächeln zu verbergen, das sicherlich schon manches Herz zerrissen hat, z. B. das der wunder...... wundernetten Berta v. Pommchen. Es war nach dem Mittagessen, wir gingen in den strahlenden Garten, und in der Gitterlaube mit schattigem Licht gestand ich ihr voll unsagbarer Trauer meine .... jetzt wird man denken: Liebe. Nein, bloß meine unbesiegbare innere Verdüsterung, die mich verhinderte, mich in Liebe jemandem anheimzugeben. Und um das gute Mädchen nicht unglücklich zu machen, lächelte ich. Ich lächelte in einer so erschütternden Weise, daß Frl. v. Pommchen aus der Laube lief, und nebenan hörte ich sie zum Gärtner sagen: „Walter, haben Sie vielleicht einen Nußknacker bei sich?" — Gott, was die lieben Mädchen Schelmerei aufbringen, um einem Schwermütigen eine frohe Sekunde zu machen. Der alte Herr v. Pommchen sagte mir: „Heigeratet! mein Lieber, das heilt alle Junggesellengrillen — weiter ist das ja nichts." Und

Frau v. Pommchen sah mir so — — — — — so traut, so unwiderstehlich traut ins Gesicht und sagte dann gar nichts und rief nur Berta und ließ uns allein. Kinder, was war das eine Trauer — so wie wenn Sie immerfort einem uralten Bettler in sein lebenswundes Auge blicken müßten, das nicht mehr auf die Münze sieht, weil die tastende welke Hand inzwischen sehen gelernt hat. Dann Verlobung — na, warum weint man nicht noch viel mehr bei Verlobungen? Warum blieb Bertas Auge so beleidigend trocken, während meines schwamm? Die Erinnerung macht mich seufzen. Dann Heirat. Das Kind. Wie hab' ich beim (für andere so seligen) Moment der Erzeugung dieses Kindes mich, laut aufzuweinen, nicht entbrechen können! Des Kindes erstes Schreien betaute ich mit Tränen, die gleichsam noch naß sind. Geweinte Diamanten — so wahr ich lebe und ungesund bin! Ich habe viel Schlimmes durchgemacht, aber meiner Trauer komme ich nicht auf den feuchten Grund. Wie viele erleben noch Schlimmeres und grämen sich nicht halb so sehr, während mich auch die heitersten Ereignisse womöglich noch tiefer verstimmen als die trübsten. Woran mag das liegen? — Ich habe für meine Trauer keinen Grund, sie ist ein Abgrund, in dem mir mein bißchen Leben versinkt. Ich will noch mehr sagen: meine Tränen fließen nicht um Leid oder Glück, das ich erlebe, sondern sie fließen um nichts Feststellbares — im Gegenteil! Ohne solche Scheingründe, solche scheinbaren Feststellungen würden Sie mich nicht hier sehen, ich wäre längst in eine Tränenfletsche zerronnen......

DEINE UNTERHOSEN SIND SCHÖN!

Bitte, gegen meine Familie läßt sich nicht das Geringste einwenden. Wir saßen um unsern ovalen Eßtisch im schönen dunkelbraunen Speisezimmer: mein Urgroßvater, ein rüstiger Witwer, der nur den Fehler hatte, wegen Weitsichtigkeit seine Hand mit der Gabel zu verwechseln; meine beiden Großelternpaare, lebhafte Greise, die sich aber für kleine Kinder zu halten schienen: „Du bist nicht artig," sagte Großmutter Emma zum angeheirateten Großvater Karl. „Nein!" antwortete dieser natschig, „die Lise (seine Frau) nimmt mir meine Klößchen weg." Großvater Adolf, Emmas Mann, fing immerfort Fliegen, traf aber daneben und warf Salzfässer und Weingläser um; übrigens sprach er nie. Über meine Eltern brauche ich kein Wort zu verlieren; schon ihr Anblick erheiterte dermaßen, daß einmal eine Trauergesellschaft, als sie eintraten, Lachtränen vergoß. Meine Eltern sind gewiß schön, aber nur seelisch; aus Pietät äußere ich mich nicht weiter. Die Geschwister, drei reifere Herren und ein Backfisch-Zwillingspärchen, halte ich für Dutzendleute. Die Brüder spielen meistens Karten, erlauben aber Papa nicht zuzusehen oder gar mitzumachen, weil sie dabei ernst bleiben wollen. Sie vergessen, daß es nur Spiel ist, und verhauen einander in der Regel wegen vermeintlicher Betrügerei. Die Schwestern pfeifen nach Tisch Duette, benehmen sich überhaupt bübisch; bei den Schularbeiten nehmen sie ihre Zöpfe in den Mund und schlenkern bengelhaft mit ihren

dünnen Beinen. Ein Onkel verdient keine Erwähnung; er gleicht einem alten Haustier.

Dagegen drei älterer Tanten will ich gedenken. Tante Paula, Puttchen gerufen, war sehr bigott und schrullig; sie kam sich heilig und ätherisch vor und verachtete die ganze Familie. Tante Gertrud, Tuktuk genannt, weil sie wie ein Huhn sprach, war ein lieber Kerl; sie hatte eine sonderbare Schwäche für meinen Urgroßvater, der aber nichts von ihr wissen wollte. Tante Margarete schließlich datierte ihr Alter gern zwanzig Jahre zurück und versuchte, sich den Backfischen innig anzuschließen, wogegen sich diese aber sträubten; sie nannte sich selbst Greteli, Griterchen, Margerle, liebte sich über die Maßen, hielt sich für einen Ausbund von Schönheit und Anstand. In ihrem Interesse bedaure ich es sehr, daß man auf sich selber viel liebenswürdiger wirkt als auf andere.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich unsern Diener August und unsere Magd Bianka. August trug (ich glaube, auch nachts im Bette) ständig einen zerbeulten Zylinder von rostfarbenem Schwarz; er sah aus wie eine Karikatur des alten Goethe und war stolz darauf. Bianka war verteufelt hübsch. Großvater Karl meckerte verliebt hinter ihr her. Sie war ein munterer Quirl und lachte immer wieder herzlich über den Anblick meiner Eltern.

Ich heiße Tonerl. Ob ich etwas wert sei, mögen Sie selber beurteilen. Ich gebe Ihnen sogleich Anhaltspunkte. Betonen möchte ich aber meine geradezu wider-

liche Eitelkeit: eitel war ich auf mein Ich mit allem Drum-und-Dran, mit Haut und Haaren, Kleidern und Seele. —

Ich erwähnte gleich anfangs unsere Familienversammlung im Eßzimmer. Bianka trug eine Schüssel mit köstlichen Fischen auf; sogar der Urgroßvater schnupperte mit den Nüstern. Aber ich allein von der ganzen großen Familie bin kein Liebhaber von Fischen. Man sagt ja, das Menschengeschlecht sei wie alles Leben aus dem Wasser entsprungen; vielleicht flößte mir eine tantalidische Ahnung dieses Grauen vor allem Fischigen ein? Ich nahm keinen Bissen davon zu mir — und das rettete mir das Leben, welches meine gesamte Familie bei dieser Gelegenheit einbüßte; auch Bianka und August suchten das (eventuell bessere) Jenseits auf. Sie starben alle, und eine merkwürdige Ironie wollte es, daß ausgerechnet mein Urgroßvater das zäheste Leben hatte. Der Fisch war giftig gewesen und verursachte diese zweifellos erschütternde Katastrophe.

Nun, sonderbar genug! Meine Eitelkeit übertraf meine Trauer. Als einziger Erbe des nicht geringen Vermögens fühlte ich mich zugleich die Quintessenz meiner gesamten Familie, summarischen Repräsentanten ihrer vereinzelten Qualitäten. Ich fühlte mich vereinzigt. Meine todestraurige Melancholie (es waren halt doch nette liebe Angehörige gewesen) durchdrang sich mit diesem Besonderheitsgefühl, und diese Gemütsverfassung bestimmte mich zu dem Entschluss, die Einsamkeit aufzusuchen. Ich verpackte mein Erbteil mit

Hilfe eines Spediteurs und ließ es nach einer öden friesischen Insel transportieren, auf der ich mich in einer abgelegenen blockhausähnlichen Villa eremitisch einrichtete. Dort weihte ich mein noch übriges Leben nur der innigsten Familienpietät. Ich weiß nicht recht, ob ich mich hier selber verstehe? Ich verüble niemandem, wenn mein Gebaren ihn bizarr dünkt. Aber auf einen Schlag die ganze Familie zu verlieren, ist an sich schon ein Beweggrund zu sehr wunderlichem Verhalten. Hinzu aber, wie gesagt, kam meine sich geradezu komödienhaft entwickelnde Eitelkeit. —

Zunächst tappte ich nur blindlings dem Ziel meiner pietätvollen Instinkte nach. Ich ließ mir die Familie in Wachs modellieren und arrangierte sie im ererbten Speisezimmermeublement in alt liebvertrauter Weise. Von diesem Versuch rate ich ehrlich jedem ab, der seinen verstorbenen Angehörigen wahrhafte Pietät weihen will. Gewiß! Es wehte mich so herzlich, so alther, so schauersüß an: der wächserne Urpapa zumal. Es wirkte aber auf die Dauer ... Goethe würde sagen, zu apprehensiv. Ich entfernte wieder einen nach dem andern, obgleich meine Eltern mich lächerten und die Backfische drollig genug waren. Verstehen Sie mich, es wurde mir zu gespenstisch — mochte das sein: aber meine persönliche Eitelkeit ging so schauderhaft leer aus.

Einstmals nun ertappte ich mich auf mimischen Imitationen meiner (vielleicht seligen) Lieben. Ich saß in der Haltung des Großvaters Karl da; schließlich konnte ich jeden einzelnen imitieren, die Damen nicht ausgenommen.

Ich übte mich, spielte schließlich jede Familienrolle, sogar die Backfische; August und Bianka nicht zu vergessen. Ich zwang meine Stimmbänder zu den Klängen der Organe meiner Verwandten. Es gelang immer täuschender. Ich glaube, zuletzt verlernte ich mich selber. Dieses Spiel füllte nun meine Einsamkeit in trostreichster Weise aus. Ich ersetzte mir meine verlorene Familie; sie erstand, in meiner Person, mit jedem Tage frappanter von den Toten.

Wöchentlich dreimal besorgte mir eine entfernt wohnende Insulanerin, eine verknöcherte Seemannswitwe, meine Aufwartung. Da kam mir der gelungene Einfall, ihr die kassierte Wachsfamilie, über welche sie sich (für meinen Geschmack übertrieben) gewundert hatte, lebendig in meiner Person vorzuführen. Ich begann mit den Männern und empfing die Alte, nach der Anciennität, zunächst als mein Urgroßvater; besaß ich doch sämtliche Orginalkostüme. Die Alte starrte mich verdutzt an, schüttelte stumm ihren mageren Kopf und ging an die Arbeit. Schließlich waren alle Männerrollen abgehaspelt. Die Alte äußerte sich nicht. Nur als ich zuletzt unseren Diener August gab, sagte sie anerkennend: „So könnte der Herr mir eigentlich bei der Arbeit helfen!"

Sehr überrascht aber schien die Alte, mich das nächste Mal in Form meiner Großmutter Emma wiederzusehen. Sie schlug die Hände wiederholentlich überm Kopf zusammen, schwieg jedoch still. Diese Leute hier reden überhaupt nicht viel. Meine Mutter vergnügte die Alte innig; sie kreischte vor Entzücken. Ich nahm es als Dakapo

und gab diese Rolle mehrmals. Nach Bianka, auf die sie ein wenig wütend zu sein schien, kamen die Backfische an die Reihe.

Im Vertrauen gesagt: Diese Aufgabe fiel mir sehr schwer. Ich vereinfachte sie mir, indem ich, da die Zwillinge einander ähnelten wie ein Ei dem andern, nur einen darstellte. Ich legte meine Ehre hinein, ihn bis auf das intimste Wäschestück getreu zu imitieren. Vor einem großen Wandspiegel probierte ich die ganze Nacht hindurch, bevor die Alte kam, meine kleine Schwester Nini, deren Wäschestücke mir leider nicht recht passen wollten. Ich zwängte meine Schenkel in ihre engen Unterhöschen und paradierte damit vorm Spiegel. Im selben Augenblick sagte deutlich die Stimme Mimis, des anderen Zwillings: „Deine Unterhosen sind schön!" Mir wurde rätselhaft zumute. Die Stimme schien aus dem Spiegel zu tönen.

Vergeblich, dieses Phänomen zu erklären! Ich untersuchte und grübelte umsonst. Ich konnte die Ursache nicht entdecken. Vermutlich war es das Echo meiner Eitelkeit, welches aber nur deshalb so laut wurde, weil ich, im Grunde genommen, so verzweifelt traure. Übertäubt man seine Seelenschmerzen mit banal komischen Allotrien, so melden sie sich wahrscheinlich desto drastischer, aber eben banal? Jedenfalls empfing ich als Nini meine Alte.

Einen mächtigeren Effekt habe ich nie bewirkt! Sie rannte weg und kam mit allen Ortsbehörden, dem Arzte, dem Apotheker und einer Menge Gendarmen und Nach-

barn wieder. Wir strengten uns an, uns gegenseitig zu verständigen. Ich nahm meinen Mädchenzopf zwischen die Lippen und schlenkerte mit den Beinen. Die Leute lachten und johlten. Der Arzt empfahl mir ein Sanatorium.

Ich habe sehr stark den Eindruck, daß diese Leute ihren Toten nicht ordentlich nachtrauern. Dabei gibt ihnen der Dichter den so praktischen Rat: „Seele, vergiß sie nicht!" Ich will mal zusehen, ob ich pietätvoller Verwandlungskünstler werden kann: in fünf Minuten meine ganze Familie!

DER SONNENMISSIONAR.

Es erging nun von der Sonne aus jener einzige Strom, jene unendlich wundersame Einwirkung. Sie war garnicht mißzuverstehn. Haben Sie die Sonne erlebt, gefühlt, ... gewollt? Die Wirkung der Sonne ist gut, sie ist göttlich, sie ist nicht mißzuverstehen. Und doch! Und doch wird sie mißverstanden. Sie wird, sofort wie sie sich äußert, mißverstanden. Der Planet macht Tag und Nacht, Aufgang und Untergang daraus. Die einzige Sonne wird zwitterhaft in dieser Wirkung verschielt. Erde, kleines Dorf der Sonne! Welches Wunder, das du nicht spürst, weil du irdisch und nicht sonnig lebst, durchdringt deine Ängste, deine schrecklichen Quälereien! Ist Bildung, Gelehrtheit, Wissenschaft nötig, um Sonne in sich aufzunehmen? Nein, sie ist das Leben selber: wer nicht tot ist, erlebt sie. Dieser sonnige Äther, kraftströmende Duft, energischste Zartheit, göttlicher Anhauch! In welche Teufeleien wirst du von armen irdischen Teufeln, Menschen genannt, hineinverlebt! — Sie ist erhaben über Tag und Nacht, und Tag nur ihre andere Finsternis — sie, beide erleuchtend. —

Wir sind in den Gassen einer Erdstadt, einer Residenz. Goldner Abendsonnenschein flutet in das Fenster Nikanors, eines jungen Mannes, der die Sonne gern bis in sein Innerstes dringen ließ. Seine Seele schwelgte unaufhörlich in Sonnenbädern, sein Leib nicht minder. Schließlich hatte er sich ganz in diese Heliomanie verloren. Den Gesichtspunkt für alles, was er dachte,

fühlte, wollte, in der Sonne nehmend, empfand er sogar seinen eigenen Menschen als unterhalb seines Sonnenselbstes, als bloßen Satelliten. —
Er schlug die blaßblaue Gardine zurück und stellte sich in die rote Sonnenglorie. Ein Geriesel lichter Flocken schien sich vor ihm zu verdichten: es nahm Gestalt an. Vor ihm stand in einem matten Schimmern ein Greis, durchsichtig wie aus Licht geronnen. Der Rumpf zeigte undeutliche Konturen, aber das Haupt strahlte in leuchtender Deutlichkeit, erhaben weise mit beredten Lippen, und die Lippen öffneten sich zu folgender Ansprache:
„Endlich! Nikanor, endlich ist es uns gelungen, einen Menschen ganz für uns zu gewinnen. Endlich ein Mensch, der den Kopernikus nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch erlebt und sich, zur Führung seines irdischen Wandels, ganz und gar der Sonne überantwortet."
Nikanor, voller Freude, sich so wunderbar bestätigt zu finden, wollte begeistert sprechen. „Sprich noch nicht", bat ihn der Greis. „Besuche uns diese Nacht, und du sollst erfahren, was wir mit dir beabsichtigen: um zehn Uhr erwartet dich ein Gefährt gegenüber deinem Hause. Du wirst kommen?" Kaum hatte Nikanor bejaht, als sich die Erscheinung in lichten Dunst auflöste. Die Sonne sank. Nikanor kleidete sich zum Ausgehen an. Also ein Signal, eine Verheißung der Sonne selber! Diese Obmacht aller irdischen Mächte wollte sich endlich mit der Ohnmacht des Geistes verbinden, der brutalen anscheinenden Übergewalt der geistlosen Mächte die echte Oberhoheit entgegenstellen. Gelang

es, dem Geiste Tatkraft, der Tatkraft Geist zu geben; — gelang es, die Sonne des Geistes unmittelbar auf die materiellen Energien einwirken zu lassen, so hatte alle irdische Not ein Ende. Der Geist, mit der Sonne im Bunde, ist reich genug, um ein verschwenderisches Leben über die Erde auszugießen.

Gegenüber dem Hause sah Nikanor, als die Uhren zehn Schläge taten, einen Wagen halten. Er begab sich hinunter. Der gewöhnlich aussehende Kutscher, ihn kommen sehend, zog, vom Kutschbocke aus, die Tür mit einem Griffe auf und ließ die beiden braunen Pferde sofort anziehen, als wollte er Nikanorn jedes Wort abschneiden. Nikanor schwang sich in den Wagen. Es ging, etwa zwanzig Minuten lang, durch ein Gewirr von Gassen, der Peripherie der Stadt auf ein besseres Villenviertel zu. Der Kutscher hielt vor einem kleinen Hause mit grünlicher Holztür. Nikanor stieg aus; der Kutscher fuhr wortlos ab, und sofort öffnete sich die Tür. Ein junger Mann empfing Nikanorn. Er führte ihn, über eine Art Diele, nach einem Raum, in dem sechs oder sieben Männer auf Sesseln Platz genommen hatten. Beim Eintreten Nikanors erhoben sie sich von ihren Sitzen und begrüßten ihn stumm; der junge Mann hatte sich entfernt.

Gegen elf Uhr öffnete sich eine bis dahin unbemerkte Tapetentür, und herein schritt jener Greis, jetzt vollkommen sichtbar, ein weiser Alter, gekleidet wie ein zivilisierter Mensch in Schwarz mit weißer Wäsche. Auf Nikanorn zuschreitend, begrüßte er ihn lebhaft

und drückte ihm die Hand; seine Augen von allwissender Klarheit leuchteten erfreut: „Es ist schön, daß Sie gekommen sind! — Meine Herren," wandte er sich an die andern, „ich möchte jetzt nicht länger zögern, Ihnen den Plan vorzulegen. Es handelt sich dieses Mal um einen Eingriff, der vielleicht trotz allem einiges Aufsehen erregen könnte. Wir werden zwar keine eigentliche Katastrophe herbeiführen; sie würde ja, wie Sie wohl wissen, zwecklos sein, da wir ja nicht verwirren und betäuben, sondern ordnen und erwecken wollen. Aber immerhin! Leicht vergreift man sich hier in der Wahl des Mittels. Ich beabsichtige jetzt eine vorsichtige Neuregulierung.

Wie Sie wissen, haben wir diese Leute zu lange schon sich selbst überlassen. Die Sache hier schlottert und schielt bedenklich. Man könnte ja natürlich katastrophal eingreifen. Vielleicht gelingt es aber doch, indem man die Zügel straff anzieht, die Leutchen zur Raison zu bringen; das scheint mir eines Versuches wert!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Nikanor.

„Meine Herren! Ich habe unseren Nikanor herkommen lassen, weil wir ja längst schon auf ihn aufmerksam gewesen sind. Es ist nicht mehr möglich, diese sogenannten Oberen hier in unseren Rat, ob auch noch so geheim, einzuweihen. Diese Menschen sind wackere Dorfschulzen, nichts weiter. Wir haben ja auch seit Immanuel Kant unser Augenmerk auf diejenigen gerichtet, welche mehr sonnig als irdisch sind und ihre irdischen Angelegenheiten strikt von der Sonne aus betreiben. Sie wissen

aber, wie schwer es uns geworden ist, nach und nach mit Nikanor ins Einvernehmen zu gelangen; er scheint auch jetzt noch nicht einzusehen, was ich meine. Nikanor, Sie wissen, daß die Sonne nie irrt?"

„Gewiß!" bestätigte Nikanor.

„Die Sonne ist unfehlbar, sie ist richtig, sie lügt nicht im geringsten. Und gerade darum führt die Äußerung eines so erlauchten Wesens in ein Labyrinth von Mißdeutungen, z. B. von Menschen. Denken Sie, Nikanor, was einem Kreis geschehen müßte, wenn dieser eines schönen Tages sein Zentrum — zwar nicht verlöre, aber vergäße. Wie würde er sich verzerren, sich selber karikieren. Kurzum, wir beschließen, den Kreis der verfahrenen menschlich-irdischen Angelegenheiten aus seiner Verschrobenheit rein wiederherzustellen, indem wir die Erinnerung ans Zentrum, an die Sonne, wieder wachrufen. Wir werden Sternheilkunde, Sternorthopädie betreiben müssen, wir Ärzte der Erde, und Sie, mein lieber Nikanor, sollen hierbei eine gewisse Vermittlerrolle zwischen uns und den Menschen übernehmen — Sie sind bereit?" „Soweit ich irgend kann."

„Gut denn.

Folgen Sie mir!" — Man begab sich in einen riesigen weißen Raum von elliptischer Form. Er war fensterlos und auf eine unerkennbare Weise künstlich beleuchtet. In der Mitte schwebte vollkommen frei eine Art Gestänge mit Hebelwerk. Aus einer metallenen Kapsel, welche darin hing, zuckten von Zeit zu Zeit feuerfarbene Radien von unregelmäßiger Form. Zuweilen spaltete sich die

Kapsel auseinander, wobei die Strahlen sich noch krauser verzerrten. Es befand sich in diesem Raum nicht das allergeringste Möbel. Aber man erfreute sich einer sonderbaren Leichtigkeit der Glieder; man hatte das Gefühl zu schweben, das eine Müdigkeit garnicht aufkommen ließ. „Nikanor," sagte der Greis, „treten Sie näher. Sie lernen hier, wie man durch das Kleine das Große regiert. Diese Kapsel steht mit dem Erdzentrum in einer so genauen Funktionsbeziehung, daß, wenn ich die Kapsel willkürlich variiere, die Erde automatisch in einer proportionalen Entsprechung folgen muß." „Aber auf diese Weise," sagte Nikanor, „könnten Sie ja mit einer verhängnisvollen Leichtigkeit — und ich wundre mich, daß noch kein Unfug geschehen ist — alles Irdische über den Haufen werfen, wie es Ihnen beliebt?" „Nein," erwiderte der Greis, während die übrige Gesellschaft lächelte, „Sie sind aus mehr als einem Grunde im Irrtum. Erstens kann hier nur die sonnenreinste Hand etwas ausrichten, der allerbeste Wille, der natürlich im Gegenteil auf die regelrechteste Ordnung aller Dinge gerichtet ist. Zweitens kann sogar dieser allerreinste Wille nichts ausrichten, wenn er sich nicht eines menschlich irdischen als Vermittlers bedient — wir hoffen hierbei auf Sie, lieber Nikanor. Drittens wird es auch diesem Vermittler durchaus nicht leicht, sondern entsetzlich schwer werden und erst nach vielen Übungen und enschlossenster Befestigung im innersten Sonnenselbstvertrauen gelingen, durch diese kleine Kapsel die Erde zu konzentrieren und aufrecht zu stellen." „Was verstehen Sie unter Auf-

rechtstellen?" — „Die Erdachse, also die Erde, steht nicht lotrecht, sondern schief zur Ebene ihrer Bahn. Und genau, gleichnisweise gesprochen, um den Winkel, in welchem sie gegen die Sonne geneigt ist, gehen alle Erdangelegenheiten schief." „Das leuchtet mir intuitiv ein," sagte Nikanor, „obgleich es schwer sein möchte, es begreiflich zu machen." „Es ist nicht so schwer, doch führt es uns zu weit ab. Wir werden es lieber zu praktizieren versuchen. Ich frage Sie nochmals im Namen aller Anwesenden: wissen, fühlen Sie, daß kein irdischer Wille, ohne den vorangängigen sonnigen, etwas Rechtes ausrichten kann; daß alle rein irdische Betriebsamkeit von Grund aus verfehlt und vergeblich ist? Wenn Sie dies wissen und fühlen, so wollen wir dann danach zu handeln versuchen." „Ich weiß und fühle es," erklärte Nikanor einfach. Alle Anwesenden gaben ihm die Hand; der Alte umarmte ihn gerührt.

„So wenig", sagte er, „der irdische Wille allein etwas ausrichten kann, so wenig kann es der sonnige allein; sondern der irdische muß ihn vermitteln, ihm helfen. Das ist aber sehr selten. Wir hoffen, Nikanor, Sie können zwischen Sonne und Erde vermitteln." „Ich möchte mir das gerne zutrauen," versprach Nikanor. „Sie würden erreichen, was noch kein Mensch erreicht hat: Sie würden die gesamte Erde zum Paradies machen. Studieren Sie nun die Kapsel. In diesem elliptischen Saal können Sie sich bewegen, in welcher Richtung Sie wollen, also auch vertikal und diagonal. Sie verspüren auch gewiß die Schwere Ihres Leibes ganz anders, viel

mehr von Ihrem Willen abhängig, in den Gliedern als sonst?" „Es ist mir aufgefallen," bestätigte Nikanor. „Nun denn, schweben Sie getrost auf die Kapsel zu!" Nikanor tat es, und es gelang über Erwarten gut. Der Greis begleitete ihn. Die übrigen gruppierten sich schwebend um beide. „Diese Kapsel", erklärte der Greis, „ist, wenn Sie genau hinsehen, in Hälften, gespaltet. Beobachten Sie diese Hälften, und sagen Sie mir, was Sie denken". Nikanor blickte mit gespannter Aufmerksamkeit hin. „Es ist", sagte er nach einer Weile, „als ob diese Hälften einander krampfhaft suchten, als ob bald die eine, bald die andere triumphierte, während sie doch eigentlich harmonieren wollten, welches ihnen mißlingt. Ich bemerke auch, sobald auch nur annähernd eine Zentrierung dieser Gegenseitigkeit stattfindet, daß dann die Radien, welche aus der Kapsel zucken, eine reine Sphäre zu bilden scheinen."

„Sie haben sehr gut beobachtet. Erkennen Sie aber die Bedeutung?" — „Nicht mit Sicherheit, ich vermute eine Analogie." „Sie vermuten das mit Grund. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie durch Regulierung der Kapsel die Erde regulieren können. Die Erde ist krank. Ihr System von Gegenseitigkeiten, Hemisphäre gegen Hemisphäre, korrespondiert nicht rund und richtig, weil das Erdzentrum, von den Brennpunkten des Ellipsoids gleichsam gequält, zerrissen, überkreuzt, verschielt wird. Sie sehen die gewaltigen Zerr- und Quetschkämpfe in der Gegenseitigkeit der Richtungen, in jedem Betrachte, intellektual, im Gemüte und im ethischen Willen. Sie sehen

sie in der Natur, in der Kunst und in den menschlichen Beziehungen. Aller dieser Gegenseitigkeit fehlt die Mitte, die Harmonie, das Gleichgewicht, die Balance, das eindeutige Stimmen. Das aber kann nicht von der Erde selbst besorgt werden; es muß, vermittelst einer Transmission gleichsam, eines besten Willens, von der Sonne auf die Erde übertragen werden. Dieser gute Wille sind Sie, Nikanor, dieser Transmissionar; und hier, in der Kapsel, sehen Sie das Übertragungswerkzeug, welches aber nur unter der Bedingung, daß guter Wille sich seiner bedient, präzis funktioniert."

„Was habe ich zu tun?" — „Konzentrieren Sie sich innerlichst in Ihrem Wesen absolut sonnig, welt-einverstanden. Ergreifen Sie die eine Hälfte der Kapsel — aber das wird nicht leicht sein!" Vergebens versuchte Nikanor, eine Kapselhälfte in die Hand zu bekommen. Von seinen Händen schien eine stark abstoßende Kraft auszugehen. Sowohl die eine wie die andere Hälfte prallten zurück, wenn er die Hand näherte. „Prüfen Sie sich," warnte der Greis, „vielleicht ist die Begierde, mit der Sie die Hände ausstrecken, zu heftig; vielleicht ist Ihr guter Wille so zitternd, daß gerade dieses Zittern Ihrer Güte die gute Wirkung verhindert. Sie müssen regungslos stille in Ihrem Willen werden!" —

Auf Nikanors Antlitz spielte sich ein Kampf und Krampf ab, auf einmal ward es von einer mystischen Schönheit durchleuchtet. Im selben Moment glückte es ihm, der einen Kapselhälfte habhaft zu werden; sie strahlte

sonnenhell auf, indessen die andere in einem finster-trüben Dunkel beharrte.
„Halt!" rief der Alte, „jetzt oder niemals ist die Krisis da. Harren Sie aus! Bleiben Sie in sich selber ganz ruhig; ungeteilt, allein! Warten Sie ab! Die andere Hälfte muß jetzt magnetisch angezogen werden, wenn Sie nicht schwanken. Das aber mag Sie beruhigen; ist erst einmal das echte Komplement beider Hälften erzielt, so kostet es Sie von da an unvergleichlich weniger Anstrengung, Ihren Willen konzentriert zu erhalten. Das erreichte Ziel des Willens hebt zwar nicht den Willen, aber dessen krampfhafte Anspannung auf." Gleich darauf hatte man die Empfindung einer elektrischen Sensation. Die Kapselhälfte in der Hand Nikanors glühte gelb-orangen auf; die andere freie Hälfte begann in einem satten Blauviolett zu leuchten; zwischen beiden Hälften zuckte es bald purpurn, bald grünlich hin und her. Ein irisierender Strahlenbüschel loderte von den Kapselpolen aus durch den ganzen Raum. Nikanor stieß einen Schrei der Entzückung aus; er hielt die ganze, runde, volle Kapsel in den Händen, und durch seinen Körper ergoß sich ein Wohlgefühl sondergleichen, eine Wahrheit, welche Wollust war, und zugleich eine Willenstatkraft, welcher nichts auf Erden würde widerstehen können. „Wir huldigen dem ersten Gouverneur der Sonne auf Erden!" Alle Anwesenden waren begeistert und freuten sich mit Nikanor. „Sie lösen das alte Erdregiment ab, die alten Regentenfamilien und Präsidenten. Sie werden der erste ... nachhistorische Fürst sein, und,

da Ihre Macht nicht Konvention, sondern Natur oder vielmehr Wissen, Gemüt, Wille ist, Magier. Sie beherrschen, kraft der Sonne und kraft vor allem der Sonne in Ihnen, die Erde. Wir übergeben Ihnen diese Lokalität." — Der Jüngling, der ihm geöffnet hatte, erschien auf einen Klingeldruck und reichte Nikanor einen Ring mit Schlüsseln. „Verabschieden Sie sich von uns. Sie werden von der Sonne aus unsere Weisungen erhalten. Die Kapsel nehmen Sie wohl in acht. Sie ist freilich nur ein Insignium; aber der Talisman, die Wappen und Zeichen der Magie des Willens sind wirklich das, wovon die irdische Heraldik nur der karikierende Vor- oder Nachspuk ist. Vom Willen mit Kraft begabt, kräftigen sie rückwirkend auch wieder den Willen." — Man begab sich mit Nikanor eine Wendeltreppe hinauf zu einer Plattform auf dem Dache. Nun ereignete sich etwas Sonderbares. Alle Anwesenden, bis auf Nikanor und den Jüngling, schwanden optisch dahin; lange goldene Garben und Streifen in der Luft zurücklassend, verflimmerten die Gestalten zusehends. Der Jüngling sagte: „Ich bleibe vorläufig noch hier, um Sie in gewisse Äußerlichkeiten einzuweihen. Wundern Sie sich übrigens über diesen heliogäischen Verkehr nicht übermäßig: Der Leib, die physiologischen Funktionen sind nicht so winzig, wie sie für das Auge scheinen; sie sind, dynamisch empfunden, riesenhaft kosmisch, interastral. Der menschliche Leib ist nur die Eierschale, die Puppenhülle des echten, des zwischen Sternen mit leichter Mühe verkehrenden, dessen

Schwungkraft Sie bald in Ihnen sich werden regen fühlen. — Sobald Sie jetzt aus dem Hause treten, wird man Sie unwillkürlich erkennen. Lassen Sie sich durch alle diese Sensationen nicht aus der Fassung bringen. Gehen Sie sogleich zum königlichen Schlosse und handeln Sie, wie wenn dieses zunächst Ihr Heim, Ihre Residenz sein sollte." — Nikanor bestieg draußen eine Elektrische. Mittlerweile war es heller Morgen geworden. Das goldene Frührot eines Sommertages ätherisierte die Luft und alle Dinge in ihr. Aber wie hätten die guten Leute beim Anblicke Nikanors nicht sofort bis zur Angst erstaunen und dennoch einer geheimen Freude teilhaft werden sollen: Nikanor leuchtete und wirkte sofort wie ein sanfter Blitz. Jeder erkannte ihn auf der Stelle und fühlte sich von ihm erkannt. Jeden durchdrang sein Gedanke, sein Blick, sein Wille wie eine unmittelbar wirksame Orthophädie, welche Verrenktheiten, Verschrobenheiten, Verzerrungen rektifiziert. Einem Prisma gleich, das die sonst nur nüchterne Kontrastik von Hell und Dunkel farbig illuminiert zu verstehen nicht nur, sondern lebhaft anzuschauen gibt, zerspaltete er den Gegensatz, aus dem jeder einzelne, ohne es leicht zu merken, besteht, so empfindlich, daß er jeden in eine wohltuende Verwirrung brachte — wohltuend: denn mitten in dieser Gegensätzlichkeit meldete sich in jedem plötzlich das einheitliche Sonnenherz für deren Harmonie. Der böse Wille und Neid, woraus nach Goethe die empirische Welt sittlich besteht, empfing elektrische Schläge heilsamer

Natur. Nikanorn gelang es, durch seine bloße Erscheinung die Menschen sittlich zu elektrisieren. Es gibt sonderbare Schlaganfälle. Es gibt Nervenschläge der Gesundung, ja der Unsterblichkeit. Nikanor wirkte pandemisch wie eine negative Pest, eine Rekonvaleszenz sondergleichen. — So begab er sich, dynamisch armiert, mit der Waffe seines Willens allein, welche gefährlicher als jede andere, zugleich aber statt tötend immortalisierend ist, ins kgl. Schloß. Polizisten und Leibwachen, Lakaien, Kammerherren und Diener fuhren vor Nikanorn zusammen und auseinander wie Tiere vor dem Gewitter. Im Kristallsaal fand Nikanor die gesamte kgl. Familie mit dem Kreis der Intimen versammelt. S. M. erschrak vor Nikanorn bis ins innerste Herz, aber dieser tiefe Schreck führte zugleich eine fast ebenso intensive Reaktion mit sich, eine Empfindung, wie wenn Hölle und Himmel zusammengerieten. So sah es im Busen S. M. aus! In einer unwillkürlichen Regung retirierte der hohe Herr zum Thron, aber Nikanor, an ihm vorbei, stieg die Thronstufen empor und placierte sich, während der gesamte Hof mystisch erstarrte, auf dem roten Brokatsitze, der schon so manche königliche Beeindruckungen erfahren hatte. Dann zog er seine zauberhafte Kapsel hervor. Und kaum war das geschehen, als dröhnend und den Erdball durchschütternd eine Katastrophe ausbrach; aber eine Katastrophe der göttlichen in sich gegenseitigen Art, wie Nikanor kraft seiner magischen Sonnengewalt sie allein bewirken konnte. Man sollte nämlich über die Bedeutung von

Katastrophen, seien es nun physische, gemütliche oder moralische, sonnenhaft umlernen! Wie die Symptome einer Krankheit zugleich deren Heilmittel abgeben, wenn der Arzt den Winken der Natur folgt, so sind alle Katastrophen Katastrophen der Überführung einer geringeren Harmonie in eine innigere, wenn man selber unverbrüchlich harmonisierender Wille, Orpheus in einem nur durch die Formel „Sonne" auszudrückenden Grade ist. Nikanor war dieses. Er zuerst inkarnierte auf Erden einen solchen orpheischen Sonnenwillen. Daher auch fiel die Katastrophe, die er erregte, sich gleichsam selber in den fürchterlichen Arm. Das Schloß z. B. barst einen Moment lang auf und auseinander, zur uralten Ruine geworden. Um den Thron herum die Hofpersonen, in gräßlich modernde Leichen verwandelt, der König grün bis in sein Gerippe, umgrausten Nikanor. Doch dieser, thronend, aller Sensation geistesgegenwärtig überlegen, wartete unerschüttert ab. Und siehe da! Die Gegenkatastrophe, die „Antistrophe", die unerhört aufbauende Wirkung brach ebenso heftig herein wie vorher die zerstörende. Das Schloß erstand aus dem vormaligen wie die wunderbarste Blume aus einem Grabe. Die Menschen waren höhere Wesen geworden; Nikanor der Gott der Erde. S. M. waren der erste, der dies anerkannte. Irgendwelche Mißverständnisse gab es nicht mehr; sondern jeder kannte jeden, fühlte mit ihm mit, und sie handelten unwillkürlich mit der genauesten Grazie gegenseitiger Berücksichtigung. Schließlich richtete sich die Erdachse lotrecht zur Erdbahn auf. Eine

allgemeine Tag- und Nachtgleiche, sonst etwas so Flüchtiges, erklärte sich in Permanenz, und zwar bedeutete sie die Harmonie nicht nur von Tag und Nacht, sondern aller Gegensätze aller Dinge. Bei dieser Gelegenheit stellte sich nun erst heraus, wie unecht, wie falsch bisher nicht nur Menschen, Tiere, Pflanzen, sondern sogar auch das Mineralreich gewesen war. Denn jetzt erst, als sich z. B. der chemische Gegensatz (die beschränkten, von Goethe nicht aufzuklärenden Gelehrten hatten die Welt unitaristisch, monistisch statt realdialektisch, differentistisch, polaristisch dual behandelt!!!) deutlich erklärte und harmonisch aussprach, kamen, aus den verschrobenen, verkrampften, verzerrten Stoffen die echten zum Vorschein — und echte Luft, daher Lungen und Leiber. —

Als man nun diese Januskatastrophe datieren wollte, entdeckte man kein Datum mehr; das Ende aller Kalender war angebrochen. „Nachhistorisch", hatte der Alte es prophezeit. Ist es ein Wunder? — Gibt es dann noch eine Zeit, wenn der gegenwärtige Moment die Vermählung der Vergangenheit mit der Zukunft exakt bedeutet? Wenn die Gegenwart nicht mehr das Sieb der Danaiden ist? Dann verschwindet Zeit, ohne daß sie aufhörte, gegenwärtig zu sein: alle Geschehnisse, ob vergangen, ob künftig, stehen zur gegenwärtigen Bereitschaft Nikanors, des ersten Gottes der Erde, des Gouverneurs der Sonne auf Erden.

DER VERLIEBTE LEICHNAM.

Lassen Sie mich Ihnen gegenüber, meine geliebten Leser und -innen, ganz offen sein! Bitte lassen Sie mich meine Karten aufdecken: ich weiß, während ich, nur um mich zu kitzeln, zum Lachreiz anzuregen, den obigen Titel niederschreibe, so wenig von irgendwelchen Vorgängen, Geschehnissen, fabelhaften Begebenheiten wie Sie; vielleicht noch weniger; denn vielleicht spielt Ihre Phantasie erfinderischer und rascher als die meinige. Überlegen wir lieber gemeinsam, wie wir den Titel realisieren!
„Geben Sie mir einen Knopf," sagte der künstlerisch geschmackvolle Schneider, „und ich will Ihnen einen passenden Anzug daran nähen. „A la bonne heure — nennen wir verliebten Leichnam sofort „Knopf". Der Vorname müßte allerdings ein bißchen unheimlicher gewählt werden, etwa Medardus, Barbarus, Rufus oder so. Durchaus braucht Rufus nicht von vornherein ein Leichnam zu sein. Wir lassen ihn einstweilen leben. Rufus muß in der Folge zweierlei leisten: er muß sich zuerst verlieben und dann zur Leiche werden. Die umgekehrte Wendung, daß er zuerst zur Leiche würde und sich dann verliebte, wäre nicht unmöglich, denn der Tod hat immerhin auch eine problematische Seite; indessen ist uns diese Wendung zu phantastisch; dazu gehört, um sie einleuchtend zu machen, eine größere schriftstellerische Kraft, als wir sie aufbieten wollen; es ist uns zu anstrengend. Wir möchten harmlos beisammensein und überlassen jene umgekehrte Wen-

dung lieber Genies vom Range eines H. H. Ewers. Es ist klar, daß wir dem Rufus Knopf etwas Zeit geben müssen, um sich zu verlieben; er darf nicht jählings sterben. Ferner müßte seine Liebe auch erwidert werden; hier gibt es bereits ein höchst kompliziertes Aber: wird die Liebe von seiten der Geliebten direkt und ungezwungen leidenschaftlich erwidert, so ist es sonnenklar, daß sie über den Tod hinaus dauern muß. Wir würden uns das Problem damit nicht etwa nur erleichtern, sondern vernichten. Unsre Aufgabe ist es aber, dieses Problem eines verliebten Leichnams weder phantastisch zu komplizieren noch banal zu erledigen, sondern in einer angenehmen Schwebe zwischen diesen Extremen zu erhalten. Man verliebt sich sehr heftig in Vornamen. Die Dame imprägnieren wir demnach mit einem der lieblichsten und zwar am zweckentsprechendsten mit einem hyperätherisch transzendenten, der die Verliebtheit sogar eines Leichnams motivieren helfen kann: schlimmstenfalls müssen wir ihn erfinden, wenn wir ihn nicht entdecken. Es bieten sich uns wie von selber: Thea, Zölestine, Seraphita, Lucia, Stella u. a. Wir wählen, im Interesse des Amüsements, „Zölestine".

Um die Beziehung zwischen Zölestine und Rufus zu bewerkstelligen, lassen wir am einfachsten den Rufus auf den Tod erkranken. Wäre Rufus jung, so könnte er durch eine äußerliche Katastrophe zugrunde gehen: Überfahrung, irgendein Unfall. Rufus muß aber weder uralt sein: sonst verliebt sich Zölestine zu schwer; noch

urjung, da verliebt sie sich zu leicht. Er ist ein Mann in mittleren Jahren, dem Alter näher als der Jugend — in diesen Jahren entflammt die Leidenschaft langsam, und um so heftiger. Abstoßend auf Zölestine wirken das Alter des Patienten — halt! Die Lösung ist gut: Rufus erkrankt von innen her, „innen" im weitesten, psychophysischen Sinne; die Leidenschaft unterhöhlt ihn desto tödlicher. Und Zölestine pflegt ihn; und zwar nicht privatim, sondern als ... ha! ... katholische Schwester — eine Art Nonne. Sie ist, bis zur Heiligkeit, jungfräulich; Rufus der erste reifere Junggesell, mit welchem sie in intime Berührung kommt. Vieles also wirkt abstoßend auf Zölestine; z. B. gleich der Name; das Alter; der sieche Leib. Ja, dieser Leib des Rufus spricht schweigsam zynische Memoiren; er irritiert Zölestinen anziehend und abstoßend zugleich. Aber alles Abstoßende selber übt, nach und nach, indem sie der leidenschaftlichen Liebe, von welcher Rufus für sie entzündet ist, gewahr wird, eine unheimliche Anziehung, wider ihren sittenstrengen Willen, auf sie aus.

Jetzt ist alles in der passenden Verfassung, und das bald genug endende Spiel kann beginnen. Haben Sie das Bild? — Rufus, von Zölestine keusch abgewartet, verpflegt. Es geht mit Rufus abwärts. Alle seine Sinne konzentrieren sich mehr und mehr auf die seelisch noch mehr als körperlich liebreizende blutjunge Zölestine. Rufus gebraucht seine hinsterbenden Kräfte zu inbrünstigsten Liebeserklärungen. Zölestine, durch sein Sterben sicherer gemacht, wagt sich am letzten Tage aus hart

kasteiter Abstinenz zu sachtestem Entgegenkommen hervor; haucht einen Kuß auf die verwelkende Stirn des Kopfes. Dieser Kuß durchdringt den Sterbenden mit dem Leben seiner möglichen Zukunft in einem einzigen und natürlich tödlichen Augenblicke — er flackert zu einem brutalen Attentate auf. Bevor die ahnungslose Zölestine sich besinnen kann, ist sie in seiner Gewalt. Rufus stirbt an dem, was bekanntlich mit dem Tode nicht zu teuer gebüßt wird. Zölestinen umfängt in seinen leichenstarren Armen eine überaus wohltuende Ohnmacht.

Geraume Zeit später stört der Arzt die denkbar zärtlichste Situation, welche hoffentlich für Zölestine keine interessanten Folgen haben soll. —

Wie man sieht, gibt der Titel gleichsam ein mathematisches Exempel auf. Die Leser und -innen sind ersucht, sich nun fleißig selber im Autorsein zu üben. Tummle dich, mein Publikum! Hier sind noch schöne Aufgaben zu lösen: z. B. das drahtlose Medusenhaupt; der unbrauchbare Golem oder das allzu grüne Gesicht; das halb erfrorene, halb aber ausgekochte Herz; Prolete rechts, Prolete links, das Geldkind in der Mitten. —

Übt euch! Übt euch! Das Rezept habet ihr. Oh schöne Zeit, wo man die fremden Autoren abschaffen und nur noch selbstgebackenen Geist essen wird!!! Wo eigne Autorität an Stelle der fremden tritt! Jedermann sein eigenes Publikum — dies ist das Ende nicht nur der Litteratur-, sondern vielleicht aller Geschichte — jedenfalls dieser hier . . .

GREIS UND MÄDCHEN.

RELIEF.

Mitten auf dem Lande blühte ein noch sehr junges und sehr schönes Mädchen. Es hieß Wiltraute Knorst. Ein alter dürrer Bauer namens Otfrid Molbecker ging mit einer Fuhre Mist über die Landstraße. Seine schillernden Zwiebelaugen erblickten zufällig die Wiltraute, wie sie vor der Tür des kleinen Häuschen stand. Sie trug weder Schuhe noch Strümpfe, einen kurzen bunten Rock, ein knappes Mieder, auch keinen Hut. Ihr elastischer Körper reckte sich, sie gähnte, warf den Kopf nach hinten, schüttelte ihr rotblondes Haar und zeigte blitzende Zähne. Molbecker setzte den Misteimer dicht vor sie hin und richtete sich aus seiner gekrümmten Haltung ächzend in die Höhe. So stand er lange vor dem Mädchen, bis es ihn fragte, ob es helfen solle. Molbecker antwortete nicht, sondern starrte sie so intensiv an, daß sie in ein kindisches Lachen ausbrach. Molbecker aber faßte sie bei einer Hand und drehte sie um, so daß er ihren Rücken betrachten konnte. Er griff dann auch nach ihrem Busen. Aber Wiltraute sagte schnippisch: „Na!" Sie entzog sich ihm und wollte im Haus verschwinden. Er aber ging ihr hurtig nach und schloß die Tür. „Ist deine Mutter hier?" — „Ne," sagte sie. — „Du bist allein?" — „Ja," sagte Wiltraute. — „Wie alt biste denn schon?" — „Sechszehn durch." — „Hasten Schatz?" — „Was?" — „Ob d'n Schatz, ein Mannsbild haben willst, zum Lieben, zum Heiraten?" Wiltraute guckte ihn ver-

wundert an: „Das weiß ich ja noch gar nicht.“ Molbecker setzte sich und zog Wiltrauten, welche sich etwas sträubte, auf seine Knie. Sie war kein Kind mehr, aber noch nicht Jungfrau, ihr ward wunderlich: „Laßt mich doch los!“ Molbecker sagte: „Paß mal auf! Du sollst meinen Hof kriegen, wenn du mich nimmst.“ — „Machen Sie doch keinen Spaß! Was haben Sie denn an mir? Was wollen Sie denn?“ — „Ich will dich. Du sollst mich heiraten.“ — „Das ist ja zum Lachen. Sie könnten ja mein Großvater sein.“ — „Paß mal auf, ich liebe dich.“ — „Hahaha!“ — Wiltraute sprang von seinen Knien, lachte und tanzte in der Stube herum. Aber das verdroß den Greis, wenn es ihn auch reizte. „Nu laß mal deine Kinderei!“ Er stand auf und stellte sich dicht vor sie hin: „Wirst meine Frau, kriegst meinen großen Hof. Dann kannst du lachen!“ Dabei faßte er sie um die Taille, drückte sie an sich und versuchte, sie zu küssen. Wiltraute wehrte sich kräftig, aber er hielt sie eisern fest und umschlang sie mit beiden Armen, so daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Sie schrie laut auf: er ließ sich dadurch nicht stören. Er drängte sie gegen eine Bettstelle zu, welche im Zimmer stand. Da griff sie zu einer List: „Ich will Euch heiraten, Molbecker, aber laßt mich los!“ Er gab sie frei, zog einen Ring vom Finger und steckte ihn an ihre Hand. „Jetzt sind wir demnach verlobt, Wiltraute; ich bestelle auch gleich unser Aufgebot. Wo ist deine Mutter?“

„Meine Mutter ist auf dem Markte in der Stadt; sie muß gleich wiederkommen“ — „Na, dann komme jetzt

mit. Wir lassen uns jetzt aufbieten." Er gab nicht nach, und sie gingen Arm in Arm zum Schulzen. „Molbecker," sagte dieser, „die Wiltraute ist ja noch ein Kind; ich brauche die Einwilligung der Mutter." — „Die Wiltraut erbt meinen Hof — da wird die Mutter nicht nein sagen," knurrte Molbecker. — „Mag sein," sagte der Schulze, „aber sie muß eben erst laut und deutlich ja sagen." Wiltraute, halb kindisch, halb wissend, eilte plötzlich zur Türe. Ihr wurde so unheimlich; sie wollte entwischen. Doch hörte man vor dem Haus das Gemurmel der Nachbarn, und die Mutter kam, von Leuten umringt, welche auf sie einredeten, Wiltraute fest an der Hand fassend, auf Molbecker und den Schulzen zu: „Hier, Schulze, geben Sie sie getrost zusammen!" So ward aus beiden ein Paar. Da es nun um die Liebe eine so schöne Sache ist, sei der Leser in die Geheimnisse dieser Brautnacht möglichst diskret eingeführt durch eine reliefartige Dichtung:

RELIEF.

Auf nun seufzte der Greis, das Mägdelein ruhte bedenklich,
Handumschlungen das Knie, so recht unschuldiges Auges.
Fromm gewährt sie dem Männlein, dem dürren, die Wänglein und Arme,
Hüstelnd nippte das Altchen und tastete zitternd nach anderm.
Aber das Mägdelein duldete nichts und stieß ihn zurücke.

Atemlos, ja, fast am Ersticken, erbebte das Greislein
Von der Gewalt des jungfräulich mannbaren herzlichen Mädchens.
Schlotternd reckt er die Schenkel, es flatterten kränklich die Arm' ihm,
Und sie schlüpfte, die Gute, gelenk aus der Wolke des Linnens,
Sorglich holt sie den Zuber, vermutend ein menschlich Bedürfnis —
Weinerlich zagte der Greis, die Keuschheit jäh zu beleid'gen.
Hurtig empfing er's Gefäß, doch ließ er's dumpf auf den Boden
Kollern, es goß sich das Naß und tränkte die reinliche Diele.
Oh! Ihn entzückend des Leibes geschmeidige Biegung erglänzte
Schimmernd, als sich das Mägdlein anschickte, den Schaden zu bessern.
Auf nun tauchte der Greis, und ächzend umschlang er die Hüften,
Mädchenhaft zierlich bewegte, in Schwung versetzt er sich knarrend,
Nähert von rückwärts her sich schnaubend dem artigen Kinde,
Und schon rittlings in süßlicher Hast mit wabernder Lohe
Möcht' er versengen die Unschuld, die ahnungslose, doch plötzlich

Rasselnd stürzt er zusammen, auf kreischt er und fällt ihr zu Füßen.
Wie das so holdselig schreckt, das arme geängstete Mägdlein.
Rührend müht sie sich ab, das alte Männlein zu heben;
Doch der Greis widersetzte sich spröd', er jappste und lallte:
„Schenke mir doch ein wenig, ach nur ein weniges Liebe!"
Lächelnd erwidert die Jungfrau: „Gewiß! Ich liebe dich zärtlich,
Wie es der Gattin geziemt;" sie küßt ihm vertraulich die Glatze.
Weh! Wie könnt' es genügen dem wollustfibrigen Alten!
Gramvoll starrt er, es springen ihm gräßlich die Äpfel der Augen,
Zittrig krallt er die Finger ins Fleisch dem süßlichen Maidlein.
Aber empört, mit voller Gewalt der dralligen Muskeln
Schmeißt ihn die Zarte zurück. Und oh! Unseliges Jammerns,
Bar beraubt aller Kräfte, unglücklich knallte das Greislein
Schauerlich heulend die ärmlichen Schläfen gegen das Nachtpult. —
Nachbar an Nachbarin hatte sich draußen gefährlich versammelt.
An die Scheiben gedrückt abplattete mancherlei Nas' sich.

Endlich naht sich der Schulze, der Bader, der Dorfapotheker.
Mächtig pochen sie an, die weißliche Holztür erdröhnte.
Und sie erzwingen sich Einlaß und staunen (Rhabarber!) in Menge
Ob des zittrigen Greischens, des edelkräftigen Mägdleins.
Sehet! Nun trägt sie das Altchen auf ihren gerundeten Armen
Ins zerrüttete Lager mit bräutlich schäm'gem Erröten.
Doch der ohnmächt'ge Bejahrte, noch altersschwach regt er die Lenden,
Windet sich brünstig und lahm und bangt nach Liebesumschlingung.
Da nun lachte die Dirne, der Schulze hielt sich die Seiten,
Lachend erfaßte der Bader den Schnepper, und hurtig zur Ader
Ließ er den Greis, jedoch der Apotheker verrührte
Hohnvoll lachend Kantharidin mit köstlichem Hirschsalz.
Labbrig schlürfte das Alterchen; aber nun rangen
Maßlos in ihm die Gegengewalten der Brems' und des Stachels,
Und vernichtet lang streckte sich aus das uralte Kerlchen.
Schreiend vor Lachen verließen die Nachbarn das bräutliche Pärlein.
Bald darauf verschied Molbecker. Wiltraute genas

tüchtiger Drillinge, von denen der Älteste den Hof erbt: er ähnelte dem Schulzen; der zweite mehr dem Bader; der dritte sah akkurat aus wie der Apotheker. — Molbecker selbst strengte sich vergeblich an, zu spuken. So ist gar manches Liebesleben in der Natur, trotz Wilhelm Bölsche, eine vergebliche Anstrengung.

DAS UNGLÜCK IM WINKEL.

Der „Winkel" war ein früher florierendes, jetzt herabgekommenes Schachcafé der Residenz. Jetzt geht man ins Kerkau. Aber was war das vormals für eine Glanzzeit im Café „Winkel" — bis dann das Unglück kam, an das sich vielleicht noch einige ältere Spieler traurig erinnern werden. Sensation gab es im „Winkel" genug. Dr. Arrasch und Dr. Klask bekriegten sich dort einmal unentschieden ein Vierteljahr lang, bis Kernstein die Weltmeisterschaft gewann. Weltberühmt wurde die mit kostümierten Herren und Damen auf riesigem Schachbretteppich im ausgeräumten Saal gespielte Partie zwischen Professor Mömmel und Direktor Zirpe. Der Wirt, Herr Pielebank, ein Herr mit knarrenden Stiefeln und ebensolcher Stimme, zerbrach sich lange Zeit den Kopf, wie er diese Sensation übertreffen solle. Durch Inserate wurden Schachwunderkinder gesucht. Eine Partie zwischen Zwerg und Riese, wobei natürlich der Zwerg stets gewann, wurde oft angestaunt. Auch spielte Pielebank mit größter Geschicklichkeit gegen sich selber. — Eines Tages, nach dem Frühstück, fragte er seinen Oberkellner: „Sagen Sie mal, Pötschmann, wissen Sie nicht was Pfeffriges zu heute Nacht; so was Alarmierendes, was 'ne ganze Woche vorhält? Sie haben doch ein paar ausgezeichnete Einfälle gehabt; denken Sie mal nach!" Pötschmann wirbelte an seinen semmelblonden Schnurrbartenden. Ehrerbietig, halb vorgebeugt, unterbreitete er seine Vorschläge: „Spiel unter

Wasser zwischen zwei Tauchern?" „Ins Auge fassen," nickte Pielebank beifällig, „heute wird das doch nichts mehr werden." „Vielleicht Akrobatenpartie zwischen Seiltänzern, oder, noch besser, -tänzerinnen?" „Wo soll man die nachts herkriegen? Am Tage lohnt es sich kaum." „Radfahrerpartie? Sie halten auf einem mittleren Tischchen das Schachbrett zwischen beiden Rädern." „Kateridee! Das Publikum kann doch nicht mitfahren? Ich glaube, Pötschmann, Ihnen ist heute nicht wohl! Wissen Sie wirklich nichts besseres? Man darf die Attraktion nicht erlahmen lassen, aber ebensowenig übertreiben. — Bedienen Sie erst mal die beiden Herren da drüben und sagen Sie mir dann Bescheid." Pötschmann flog mit der Serviette zu den beiden neu angekommenen Gästen. Diese hatten sich an ein rundes, grün bezogenes Tischchen gesetzt, als ob sie spielen wollten. „Café, meine Herren," erkundigte sich Pötschmann, „und ein Spielbrett?" „Nein," sagte der eine, „bringen Sie uns Magenlikör und fragen Sie Herrn Pielebank, ob wir ihn mal sprechen könnten. Geben Sie ihm unsere Karten." Pötschmann bestellte am Büfett den Likör und las verstohlen: „Waschgut, Agent, und Mötschel, Schachmeister." Er präsentierte die Karten Herrn Pielebank. „Kenn' ich gar nicht," murmelte dieser. „Ich komme nachher hin; bedienen Sie mal erst!" Pötschmann servierte den Likör und avisierte den beiden Gästen Pielebank.

Waschgut und Mötschel nippten an ihren Gläsern. Es waren Männer in mittleren Jahren. Waschgut, enorm aufgeschwemmt, mit jovialen Zügen; Mötschel mißmutig

und dürr. Waschgut nieste und hüstelte fortwährend. Mötschel zuckte nervös mit der Nase. „Pielebank muß darauf eingehen," beteuerte Waschgut und nieste. Mötschel schrak zusammen und entschnürte ein Paket, welches er mitgebracht hatte. Zum Vorschein kam ein flacher gelber quadratförmiger Lederkoffer.

Jetzt stellte sich Pielebank bei den Herren ein und nahm auf ihr Ersuchen am Tische Platz. „Geehrter Herr Pielebank," hüstelte Waschgut, „wir haben Ihnen eine unübertreffliche Schachsensation mitgebracht." „So," sagte Pielebank, „zeigen Sie mal her! Suchen tue ich etwas, aber es taugt ja fast alles gar nichts!" „Erlauben Sie mal," nieste Waschgut und trank einen Schluck, „ich habe nichts Geringeres erfunden als ein magnetisches Schach, und Schachmeister Mötschel kann bestätigen, — wenn Sie wollen, hier gleich praktisch, indem wir spielen, daß die Sache sich vorzüglich bewährt."

„Magnetisches Schach? Ist das so etwas wie die alte Kempelensche Schachmaschine, die automatisch funktionierte? Die wurde aber als fauler Zauber e r f u n d e n," betonte Pielebank malitiös. „Es ist kein Automat, Herr Pielebank. Schaun Sie her!" Meister Mötschel entnahm dem Koffer ein Schachbrett nebst Figuren. Pielebank prüfte es und wog den schwarzen König in der Hand. „Gediegene Ware!" taxierte er, „aber hören Sie, viel zu schwer. Das wirkt auf die Dauer ermüdend." „Ja," sagte Waschgut (hatschi!), „dafür sind aber die Vorteile grandios und überwiegen die Nachteile beträchtlich. Das Schachbrett, ebenso die Figuren, sind aus Magneteisen.

Es ist gar nicht gut und verstößt sogar gegen den gravitätischen Stil des Schaches, wenn Brett und Steine zu leicht sind. Es liegt im Interesse der Spieler, daß die jeweilige Situation gut fixiert sei. Schaun Sie her!" — er stellte das Brett mit den Figuren in der Luft auf den Kopf, schob und riß aber mit Leichtigkeit die Figuren hin und her und los — „das können Sie auf wogender See, in einem Kahn, im Luftschiff, auf der Schaukel spielen; nichts purzelt um, alles bleibt hübsch aufrecht stehen und läßt sich doch mit Leichtigkeit bewegen. Pielebank, ich rate Ihnen gut: Kaufen Sie uns privatim ein paar Dutzend Spiele ganz wohlfeil ab. Wenn das Ding erst patentiert ist, kommt es Ihnen teuer zu stehen. Und soviel läßt sich prophezeien, daß unmagnetische Spiele bald in Verruf kommen werden; man wird nichts anderes mehr benutzen wollen; nicht wahr, Meister Mötschel?" — „Ich kann es nur unterschreiben," bestätigte Mötschel, „ich selber werde nie mehr anders spielen als auf magnetischem Brette mit magnetischen Figuren."

Pötschmann hatte sich in der Nähe zu schaffen gemacht und voller Interesse zugehört. Der halb und halb schon gewonnene Pielebank wandte sich an Pötschmann: „Was meinen Sie, Pötschmann, ist das zu riskieren?" Pötschmann probierte den Magnetismus: „Man müßte das versuchen, meine Herren. Vielleicht läßt es sich heute Nacht irgendwie in Szene setzen?" Er sann nach: „Sehen Sie, meine Herren, es macht, so wie es da steht, für sich selber zu wenig her. Man sollte schon von weitem spüren,

daß das Zeug magnetisch ist!" Waschgut hustete und Mötschel verzog ärgerlich lachend seinen Mund: „Wir können doch nicht", nieste Waschgut, „elektrische Ströme davon ausgehen lassen. Machen Sie doch ein Plakat an! Das tut's auch." „Ein Plakat fällt nicht so drastisch in die Augen wie eine wirkliche Situation," meinte Pötschmann. „Herrgottnochmal," schimpfte Mötschel, „wir können doch nicht halsüber kopfunter Schach spielen, nur damit die Leute sofort sehen, daß die Figuren magnetisch am Brette kleben?" „Das kann ich schon gar nicht," nieste Waschgut, „ich bin apoplektisch; es geht nicht. Wie wär's mit 'ner Schaukel?" „Nein, meine Herren," wendete Pielebank ein, „eine hin und her schwingende Schaukel ist mir in meinem Lokal in vieler Beziehung zu gewagt, zu gefährlich, es genügt ja — nicht wahr, Pötschmann? — wenn die Spieltischplatte etwas schräg gehoben wird." „Ausgeschlossen," brummte Mötschel, „der eine Spieler hat dann schlechteren Überblick, ist benachteiligt, wir müßten dann schon beide schräg mitsitzen." „Bravo!" sagte Pötschmann, „das einzig Wahre! Die Herren brauchen ja nicht gerade mit den Köpfen nach unten zu sitzen; es genügt ja, wenn sie nur halb umgekehrt sitzen, also statt parallel zur Wand im rechten Winkel dazu." „Erklären Sie sich deutlicher, Pötschmann," ermunterte Pielebank. „Der Tisch", erklärte Pötschmann, „und die Stühle werden mit den Beinen mitten in eine unserer lotrechten Saalwände geschraubt. Die Rücken der Spieler, im rechten Winkel zur Tischplatte mit dem Schachbrett, befinden

sich also parallel zum Plafond und zum Fußboden; der obere Spieler muß natürlich am Stuhle festgebunden werden, sonst hat er keinen Halt; der untere braucht nur handfeste Armlehnen!" „Famos, Pötschmann!" rief Pielebank, und rieb sich die Hände. „Ich mache das Geschäft, meine Herren, wenn Sie mit Pötschmanns Vorschlag einverstanden sind." „Die reine Folterkammer," stöhnte Waschgut. „Jedenfalls will ich aber dann unten sitzen; ich vertrage es nicht, nach unten zu gucken; ich werde schwindlig." „Nein," schrie Mötschel, „er muß oben sitzen. Ich bin zu mager, mir schneidet jeder Strick ins Fleisch. Ihm schadet es nichts, er hat ein dickes Fettpolster. Wenn er gut angebunden ist, kann er getrost schwindlig werden." Waschgut mußte stöhnend nachgeben. Pielebank machte vom Erfolg der vertikalen Partie den Ankauf der Spiele abhängig. —

Pötschmann verfertigte ein grelles Plakat: „Hochoriginell! Heute Nacht Schachpartie, bei der das Brett akkurat senkrecht steht. Schachmeister Mötschel kontra Waschgut. Waschgut sitzt oben vertikal über Mötschel. Noch nie dagewesene Sensation!!!" — Das gab natürlich einen tollen Zudrang. Pielebank war entzückt. Alle Tische waren im Nu besetzt. Gegen zehn Uhr entstand feierliche, von Flüstern unterbrochene Stille. Pötschmann, der Portier und der Pikkolo trugen einen spiegelblanken Spieltisch herbei. An die eine Saalwand wurden zwei Leitern in einigem Abstande gelehnt und zwischen ihnen der Tisch hinaufgezogen und mit den Füßen durch

Schrauben an der Wand befestigt. Zwei rot überzogene Prunkstühle wurden ähnlich, der eine ober-, der andere unterhalb des Tisches angebracht. Auf der senkrechten Tischplatte prangte ein wuchtiges Schachbrett. Man staunte und freute sich, als Pötschmann (die Tischplatte war unten magnetisch armiert) einem Kästchen Figuren entnahm, welche wie auf der Horizontale feststanden. „Elektrisch!" riefen einige, „magnetisch!" die anderen! Es entstand eine immer höhere Spannung.

Gegen halb elf Uhr öffnete sich eine kleine Tür. Arm in Arm erschienen Mötschel und Waschgut, verbeugten sich, ließen sich von Pielebank vorstellen. Mötschel stieg ein paar Leiterstufen hoch und schwang sich geschickt in seinen Armsessel, den man ein wenig krachen hörte. Waschgut hatte es schwerer. Ein breiter Sattel wurde ihm um Brust und Bauch gelegt. Er ächzte, hustete und nieste fürchterlich, während er vermittels eines Krans bis zu seinem Sessel emporgezogen wurde. Die breite Leibbinde wurde hinter der Rückenlehne mit Stricken zusammengeschlossen. Waschgut keuchte enorm, saß aber endlich bequem. Da er hoffte, daß Mötschel ihn rasch matt setzen und seine Qual abkürzen würde, ergab er sich mit leidlichem Anstande in das Martyrium. Das Publikum schwankte einstweilen zwischen Befremdung und Amüsiertsein. Es bestand aus seriösen Spielern und schachwissenschaftlich gebildeten Zuschauern, darunter auch Damen. Einige Lacher wurden vorläufig noch niedergezischt, obgleich der Anblick Waschguts jedermann heiter stimmte.

Das Spiel begann. Immer wenn Mötschel gezogen hatte, mußte Waschgut niesen. Auf stelzenhohen kleinen Tischen stand Magenbitter neben den Spielern. Schon trieb Mötschel den Waschgut mehr und mehr in die Enge; dessen König konnte sich kaum noch rühren; da verlor der Schachmeister die Fassung, unter einer Dusche, der Waschguts Husten ihn aussetzte: „Niesen Sie doch seitwärts!" schrie er wütend. Mötschel klagte: „Mir wird so schlecht, so schwindlig." „Schach!" rief Mötschel, „es ist ja bald aus — nur noch ein Zug und Sie sind futsch." Waschgut griff nach dem Likör, balancierte aber schlecht mit dem Glas, dessen bräunlicher Inhalt den Schachmeister Mötschel übertropfte. „Pöh!" brüllte dieser und schüttelte sich. Das Publikum lachte, die Damen quiekten. Auf einmal grunzte Waschgut oben wild auf und erbrach sich, als ob er seekrank würde, heftig über das magnetische Schachbrett und den armen Mötschel. Der schnellte dermaßen energisch zurück daß die Rückenlehne seines Stuhles abbrach und er kopfkegel nach unten schoß, wo er kläglich wie ein über und über begossenes Kind anlangte.

Das Publikum sprang von seinen Sitzen auf, umringte den Ärmsten, den Pötschmann mit der Serviette bearbeitete, und tanzte vor Lachkrämpfen. Oben aber Waschgut winselte. „Mir ist schlecht! Druck auf dem Magen! Losbinden!" Und sogleich schüttete er seine Gurgel von neuem aus. Eine Dame, die sich über Mötschel gebeugt hatte, bekam die Bescherung in ihren Nacken, heulte entsetzlich auf und lief, vom Publikum frenetisch

verlacht, über Mötschel hinweg aus dem Saal. Waschgut schnaubte jetzt dermaßen, daß alle Figuren, trotz des Magnetismus, nach unten hagelten und den Gästen dabei Kopfnüsse gaben.
Jetzt endlich begann das Publikum sich zu entrüsten, zu empören. Pielebank wurde zur Rechenschaft gezogen: „Eine nette Wirtschaft! Eine Sauerei! Blitzdämliche Sensation! Schach-Hanswurst!" Während man mit Mühe und Not den triefenden Waschgut nach unten holte und ihn zu Mötscheln nach der Toilette geleitete, verließ das Publikum, nachdem es einstimmig den unwiderruflichen Boykott ausgesprochen hatte, das Lokal. — Das war das Unglück im „Winkel". Schachmeister Mötschel wurde von Dr. Arrasch, Klask und Kernstein disqualifiziert. Pötschmann und Pielebank ohrfeigten sich. Mötschel schmiß das magnetische Schach dem Waschgut an den Kopf. — Erfinderlos! Die herrlichsten Ideen scheitern so oft an der Zufallsklippe der Lächerlichkeit.

MEIN PAPA UND DIE JUNGFRAU VON ORLÉANS.

Schon war es Nacht geworden; die Sterne blinkerten so zitterig durch die gestrickten Gardinen. Auf dem Kaminsims stand mein Papa, ein übel beleumdeter Volksredner, im mausgrauen Frack mit graziöser Glatze, lachsfarbener Nase und hoch erhobenem rechten Arm. Dieser Arm sollte den Gedanken ausdrücken: „Erhebe dich wie ein Mann, du mein großes gutes Volk! Es gilt die Freiheit vom Despotismus! Sterbet für sie, wenn es euch nicht gelingt, für sie zu leben! Opfert euch! Immer los! Opfert euch in Masse! Seid alle so begeistert wie bisher nur ich allein! Reißt die Konkubine!"... usw. usw. Man weiß ja, wie diese Papas reden. Das Volk aber hört ihnen gern zu; es ißt und trinkt dabei, die Damen machen Handarbeit, man lacht, und Kinder und Hunde lärmen so fröhlich. Der Despot sorgt auch für Papa; der kriegt warme Würstchen, Aromatik und freie Eisenbahn dritter Klasse.

Nun aber kommt ein grobes Mißverständnis: Zu welchem populären Zwecke mein Papa, in pathetischer Weise, seinen rechten Arm hochreckte, ist ja gesagt worden. Da ging der Mond auf, ein silberner Strahl kitzelte das fromme Auge der Jungfrau von Orléans, welche, dem Kamin gegenüber, auf einer Ebenholzkonsole stand. Die Jungfrau von Orléans bezog unwillkürlich die feierlich betonende Geste meines Papas auf sich. Sie sah sich meinen Papa immer aufmerksamer an, und diese Prüfung

fiel zu ihrer vollen Zufriedenheit aus. Mein Papa war ein solid gearbeiteter Mann; er ähnelte Eugen Richter. Die Jungfrau dagegen schien bereits ein wenig mitgenommen und hysterisch. Sie litt an dem berühmten Zwiespalte zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Kurzum, mein Papa schien ihr das Fleisch gewordene Sinnenglück, nach dem sie heimlich schmachtete; welches sich aber doch keineswegs mit ihrem Seelenfrieden vereinigen lassen wollte. Und schon machte sie Miene, das Sinnenglück notgedrungen fahren zu lassen, als das kupplerische Mondlicht eine zärtliche Gegenseitigkeit zwischen meinem Papa und ihr herstellte: mein lieber Papa mochte jetzt erst merken, wie liebevoll seine Gestik mißverstanden worden war. Das war zuviel für den Alten! Genau wie die Jungfrau versuchte er das Kompromiß.

Er bildete sich ein, der brave Volkstribun zu bleiben, auch wenn er sein Gliederspiel so zweideutig einrichtete; und Fräulein von Orléans fühlte ihr Herz für den Heiland erglühn, wenn sie meinem Papa ihre süßesten Augen machte. Doch zwischen Kaminsims und Konsole klaffte immerhin der fatale Abgrund, welcher sich so herzlich gern zwischen Begierde und Befriedigung einschiebt. Jedoch lechzte die gespannte Situation nach einem auslösenden sogenannten Zufall, der meinen ein paar Zolle höher stehenden lieben Alten in die Arme der etwas unter ihm ragenden Jungfrau von Orléans bringen sollte. Dieser Zufall trat denn auch in der Gestalt des Kätzchens Schniezel sammetpfotig durch die Pforte.

Schniezel sprang aufs Sofa, vom Sofa auf den Tisch. Vom Tische aus wollte Schniezel mit der Kralle den (oben erwähnten) Mondstrahl aus irgendeinem Grunde abfangen und schnellte sich dabei aufwärts. Schade! Sie streifte bei dieser Gelegenheit meinen jovialen Papa vom Sims; er fiel mit gut gespieltem Gepolter in die betend erhobenen Arme des Fräuleins von Orléans, beider Lippen fanden sich zu innigem Kuß, und, auf das harmonischste vereint, sanken sie in den (oben erwähnten) Abgrund. Sie erregten Schniezels lebhaftes Interesse; bildeten sich zu dem bekannten heißen Brei aus, um den Katzen für ihr Leben gern herumschleichen. Und sie waren auch, metaphorisch verstanden, ein einziger heißer Brei. Der Papa war der Jungfrau an die alabasterne Brust gerutscht; sein demagogischer Rhetorarm rankte sich um die keusche Taille der ältlichen Naiven. Sie lagerten auf dem mildgeblümten Teppich wie auf einer mondbeschienenen Wiese; vordem war ihre Lage beträchtlich vertikaler gewesen.

Schniezel versuchte, in dieses zarte Verhältnis einzugreifen; sie rollte die beiden hin und her, miauzte sie erregend an. Aber wie konnte sie Leben in diese stille, ruhige, abgeklärte Liebe bringen? —

Am andern Tag in der Frühe fand die beiden das Dienstmädchen Lilli. Sie rief die Köchin. „Ich hab' es der Gnädigen immer gesagt," schimpfte diese, „sie soll den Herrn Papa nit auf den Simsrand stellen. Um den Fratzen, das Frauenzimmer, ist es nicht schade; das dumme Luder hat mich immer geärgert. Schauen Sie nur, Lilli, wie sie

mit dem seligen gnädigen Herrn daliegt! Man könnt' ordentlich auf Gedanken kommen. Ja, Lilli, unser Seliger, das war erst ein Fescher!!"

Die Jungfrau hatte das linke Bein gebrochen. Papa war mit ein paar Abschürfungen davongekommen. Mama sah sich die Bescherung an, befahl die Ausbesserung des Schadens und schloß sich weinend in ihr Zimmer ein. Die Jungfrau von Orléans war nach dem bekannten Modell gemacht, mit welchem Papa jene liaison dangereuse gehabt hatte. Und nun, vier Jahre nach Papas Tode, dieser auf meine Mama wie die höhnischste Absicht wirkende Zufall. Natürlich wurden Papa und die Jungfrau — isoliert ist kein Ausdruck.

Mama, Mama, warum hattest du sie denn, in einer Art dumpfen Billigkeitsgefühls, so nahe zusammengestellt? Du vertrautest zu grob auf die Totheit des Leblosen, Mama, es gibt nichts Lebloses. Setze den Moses von Michelangelo auf einen Nähtisch — wie! Glaubst du ehrlich, der Nähtisch werde nicht eines Tages — — — „zufällig" — — — (welche Blödheit!) unter ihm erliegen?? Hältst du die Holzwürmer, welche von jenem Augenblicke an in ihm minieren, für Zufälle?!?

Ach Welt! Wie zerrissen bist du in deiner echten Zusammengehörigkeit! Aber das, was ihr Zufall nennt, ist gerade der dunkle Magnetismus, der das noch so grausam Getrennte trotzdem so unwiderstehlich zueinander treibt, wie meinen lieben Papa jedennoch zur Jungfrau von Orléans.

II.

MEIN PAPA UND DIE JUNGFRAU VON ORLÉANS.